



Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2011

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2011

Berlin 2011

Vorwort

Die Story macht die Zeitung aus. Das ausrecherchierte, faktenreiche, hinreißend erzählte journalistische Werkstück. Das, was Zeitung überraschend, einzigartig und unverwechselbar macht. Eben die Geschichte, mit der Autoren nach dem Theodor-Wolff-Preis streben.

Es spielt keine Rolle, wo diese Story steht. Die Debatte, ob das Lokale wichtiger ist als der Mantel oder umgekehrt, ist müßig. Unter dem Story-Primat ist auch die Ressortfrage nicht einmal zweitrangig. Exzellente Autoren destillieren ökonomische Nachrichten zu Wirtschafts-Krimis, spüren in der politischen Nachrichtenflut das Unerhörte auf und schaffen feuilletonistische Meisterwerke. Ob die Enthüllung oder der couragierte Kommentar lokal, regional, national oder international stattfindet, ob in der Politik, der Kultur oder der Wirtschaft: Hauptsache Enthüllung, Hauptsache Kommentar, Hauptsache Courage.

Das alles macht den Theodor-Wolff-Preis so aktuell. Er ist die Antwort auf die Frage nach der Zukunft der Zeitung, oder, weil wir ja nicht hauptsächlich drucken, sondern hauptsächlich schreiben, auf die Zukunft unserer Marken, egal, ob wir sie analog oder digital pflegen, ob auf Papier oder online. Dieser Preis ist die edelste Prämie auf leidenschaftlichen Journalismus.

Ein Metier, das sich vor Neuem nicht fürchten muss, sondern allen Grund hat zum Selbstbewusstsein. Blogger sind keine Gefahr schlechthin für Journalisten, gute Blogger können aber zu einer werden für schlechten Journalismus. Mit dem Theodor-Wolff-Preis bekennen sich die Verleger zur gediegenen Qualität. Der Preis ist schließlich auch ein Statement. Sie machen sie möglich, und die Preisträger bedanken sich regelmäßig dafür. Und Verleger, Chefredakteure und Geschäftsführer sind zu Recht stolz, wenn einer aus ihrem Haus diese Auszeichnung heimträgt.

432 Arbeiten wurden für dieses Jahr eingesendet. Es war für die Jury nicht nur Arbeit, die Preisträger zu ermitteln. Es war für sie auch eine wunderbare Weiterbildung in Sachen journalistische Exzellenz. Dafür allen Einsendern und den Preisträgern ganz besonders: herzlichen Dank.

Hermann Neusser
Vorsitzender des Kuratoriums

Ulrich Reitz
Vorsitzender der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Preisträger und ihre Arbeiten</i>	
Mely Kiyak	Liebe Sakineh Ashtiani!	43
Rena Lehmann	Ein Schnitzel und viele Verlierer	47
Jan Rübel	Die Tänzer von Zehlendorf	55
Uwe Ebbinghaus	Der Zugnomade	63
Kirsten Küppers	Das wieder gewonnene Gesicht	73
	Preisgekröntes Lebenswerk »Mit Journalismus lassen sich viele Leben leben« Bascha Mika über Klaus Harpprecht	89
	Nah dran – die Nominierten	93
	Preisträger 1962 bis 2010	99
	Kuratorium und Jury	126

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen rund 200 an der Zahl – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsde-

batten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Schumachers Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: *Der Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenster aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das *Tageblatt* nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und

der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen. Über die Preise entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die »Stiftung Die Welt« wäre doch nur ein Anhängsel der *Welt*-Verlags-gesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung.

Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der

erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Säger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach den Regeln journalistischer Qualifikation vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der damalige Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er

hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. In den über 45 Jahren wurden die Ausschreibungsbedingungen immer wieder verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Kisch-Preis, für investigative Texte der Wächter-Preis, für Leitartikel der Franz-Karl-Maier-Preis. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«.

Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden.

1976 – die Zahl der Preise war jetzt auf fünf begrenzt – machte man der Jury gar keine Vorgaben mehr, mit einer Einschränkung: Zwei Preise waren dem Lokalen reserviert. Qualität allein soll der Maßstab sein. Die Jury ist aber gehalten zu berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch auch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So ist jetzt – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher hat die Jury sieben Mal diese Möglichkeit genutzt.

Brillante Texte

Wer die 36 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben, sondern auch die Texte. In den letzten Jahren findet sich unter den ausgezeichneten Arbeiten kaum eine, die sich mit einem der aktuellen politischen oder gesellschaftlichen Ereignisse beschäftigt. Noch nicht einmal der 11. September 2001 hat eine Arbeit hervorgebracht, die die Jury auszeichnen wollte oder konnte.

Und wenn doch aktuelle Fragen eine Rolle spielen, sind die Texte »überhöht«, vom »Tagesgeschäft« abgehoben. Die Spendenaffäre der CDU wird zum Hintergrund eines nachdenklichen Porträts Helmut Kohls unter dem vieldeutigen Begriff »Lob der Provinz«. Der Regierungsumzug nach Berlin wird nicht als politisches Ereignis abgehandelt; er spiegelt sich in einer Reportage über die Art, wie sich die Bonner – die »Provinzärsche« – bei ihren ersten Schritten in einer richtigen Hauptstadt bewegen. Martin Walsers Rede in der Paulskirche, die die Gesellschaft und die Medien aufwühlte, ist Anlass eines nuancenreichen Porträts des Schriftstellers in allem Widerspruch.

Die meisten Theodor-Wolff-Preise wurden in den vergangenen Jahren aber für Reportagen über Einzelschicksale vergeben: Sie zeigen Menschen, die mit schwerer Krankheit oder Behinderung leben; die einen Unfall verschuldeten, der an-

dere ins Unglück stürzte; sie porträtierten den Fotografen, dessen Leben es ist, Lady Di immer im Sucher zu haben. Eine Preisträgerin rekonstruiert aus den armseligen Hinterlassenschaften eines »kleinen« Mannes, der ein ganzes Jahrhundert erlebte, ein einsames Dasein. Brillante Texte.

Ähnliche Reportagen finden sich auch unter den preisgekrönten Arbeiten der frühen Jahre. Aber sie waren in der Minderzahl. Das ist nicht verwunderlich. Die Preise waren damals ja an einzelne Textsorten oder Themen gebunden. Doch auch, als man diese Regeln lockerte, wurden zunächst noch viele Texte ausgezeichnet, die sich mit aktuellen politischen und gesellschaftspolitischen Ereignissen auseinandersetzten: nachdenkliche Betrachtungen über die aufbegehrenden 68er; über die Anfänge der »Bürgerbewegungen«; über die Wirtschaftspolitik in der Frühzeit der sozial-liberalen Koalition oder über die Frage, was konservativ und progressiv denn noch bedeute.

Heute scheinen analytische und kommentierende Texte – und vor allem Leitartikel (die Form des Theodor Wolff) – kaum preiswürdig zu sein. Sie werden aber offenbar auch selten eingereicht. Nur ein nachdenklicher Essay über die »Die indiskrete Gesellschaft« – den Verlust des Privaten und den Hang zur Selbstentblößung vieler Bürger – ist ein derart analytischer Text.

Die veränderten Ausschreibungsregeln erklären diese Veränderung nicht ganz. Zwar fällt es leichter, die kleine Form und den erhellenden, kommentierenden Text zu einer aktuellen Frage auszuzeichnen, wenn viele Preise zu vergeben sind. Aber hat sich nicht auch der Journalismus verändert? In der Fernsehgesellschaft beherrschen Bilder die Medien. Bilder wecken Emotionen. Medien, die in harter Konkurrenz immer wieder Aufmerksamkeit erzwingen müssen, neigen dazu, auf Emotion bis hin zum Skandal zu setzen.

Das bewegende Einzelschicksal fasziniert die Menschen – und damit auch die Medien – stärker als nüchterne Analyse. Eine Lawine des Abscheus geht in den Medien nieder, als in Sebnitz der sechsjährige Joseph angeblich durch Neonazis ermordet wird; bis sich zeigt: Der Mord fand nicht statt. Hysterie bestimmte die Debatte um BSE, bis klar wurde: Die (vielleicht) auch durch BSE ausgelöste Creutzfeld-Jakob-Krankheit ist in England nicht häufiger als bei uns – hunderttausenden von BSE-Fällen auf der Insel zum Trotz. Da ist die Debatte um Euro und Teuro – nur scheinbar ein Thema für Mathematiker. Doch es ist der Zorn über teures Gemüse (im Winter) oder unverschämte Taxifahrer, der die

Schlagzeilen macht. Was wiegt dagegen, dass die Statistiker zur gleichen Zeit die niedrigsten Inflationsraten seit langem messen. Die nüchterne Erklärung, der detaillierte Hintergrundbericht, der nachdenkliche Leitartikel, die dem Bürger ein abgewogenes Urteil erlauben, haben es in unserer Medienwelt schwer. Theodor Wolff würde dies wohl ärgern.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Söseemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Kessler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten



Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen,

Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft, und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsiert man sich königlich. Man amüsiert sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Haupt-

zielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundsiebenzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschuf. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein has-

senswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«.

Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlin-



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

ge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt

und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem uner-schütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein acht-

zehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits konnte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein, wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik

aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteilieben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblässenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts-



*Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil*

und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söse-
 mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-
 mann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, München 2000. – Erlebnisse, Erinnerun-
 gen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992.
 – Die Juden, hg. von Bernd Söse-
 mann, Königstein 1984. – Tagebücher 1914-
 1919, hg. von Bernd Söse-
 mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd
 Söse-
 mann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Rein-
 hard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943, Münster 2010.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln
²1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Ta-
 gebuch, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – Vollendete Tatsachen 1914-
 1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des
 Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).
 – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris
 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die
 Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-
 mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der
 Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität
 Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-
 punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«
 und das »Jahrbuch der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft« heraus und
 hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs
 veröffentlicht. Im Herbst 2000 erschien eine Biografie über Theodor Wolff »Ein
 Leben mit der Zeitung« im Econ-Verlag. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium
 Theodor-Wolff-Preis.*

Die Preisträger und ihre Arbeiten



Sommerfrische: Die neue Lust am Wandern – Seite 2

Sicherungsverwahrung: Der Umgang des Staates mit gefährlichen Tätern – Seiten 4, 6 und 17

Winterstarre: Klimaforschung auf Grönland – Seite 12



Berliner Zeitung

Sonntag/Donnerstag, 7./8. August 2018 Nr. 192 III – 66. Jahrgang

www.berliner-zeitung.de

1,00 € Berlin/Brandenburg · 1,20 € Sonstige D-

KANADA

Kriegsflüchtling in neuer Gefahr

VON DIANA SCHUBS

Auf dem ersten Blick sieht sie aus wie eine junge Amerikanerin, die in den USA geboren ist. Doch die Wahrheit ist anders. Die 27-Jährige ist eine Kriegsflüchtlingin, die in Kanada aufgenommen wurde. Sie hat eine dunkle Haut und schwarze Haare, die bis zu den Schultern reichen. Sie trägt eine dunkle Bluse mit einem hellen Muster. Sie blickt direkt in die Kamera mit einem leichten Lächeln.

HEUTE

Magazin



Wandernde: Autor David Grossmann im Gespräch

Tiefpunkte: Universitäten auf dem Vormarsch

Stille Welten: Ein Bericht von Doro Schmitt

Theodor-Wolff-Preis

Mely Kiyak, Jahrgang 1976, ist Publizistin. Ihre Texte schreibt oder spricht sie unter anderem für die Wochenzeitung *Die Zeit* (Hamburg), *Die Welt*, *taz – die tageszeitung* oder Deutschlandradio Kultur (alle Berlin). Sie hat eine eigene Politikcolumnne, die jeden Samstag in der *Frankfurter Rundschau* und der *Berliner Zeitung* gedruckt wird.

Mely Kiyak hat in zahlreichen Anthologien veröffentlicht und Sachbücher zum Thema Integration und Migration geschrieben. Zuletzt erschienen: »10 für Deutschland. Gespräche mit türkeistämmigen Abgeordneten«, edition Körber, Hamburg 2007, und »Ein Garten liegt verschwiegen ...« Von Nonnen und Beeten, Natur und Klausur, Hoffmann und Campe, Hamburg 2011.

MELY KIYAK erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2011 in der Kategorie »Kommentar/Glosse/Essay« für den Beitrag »Liebe Sakineh Ashtiani!«, erschienen in der *Berliner Zeitung*/*Frankfurter Rundschau* am 7. August 2010.

Mely Kiyaks in der *Berliner Zeitung* und der *Frankfurter Rundschau* veröffentlichte Kolumne »Liebe Sakineh Ashtiani!« geht unter die Haut, zeigt ungeschminkt und schnörkellos das Unbarmherzige, für das es keine akzeptable Rechtfertigung gibt. Sie liefert den Leser einer Realität aus, die ihm fremd ist und erschreckt, die in einer aufgeklärten Welt als abscheulich bewertet wird, andernorts aber zur Normalität grausamer Strafjustiz zählt. Mit ihrer Kolumne ist es Mely Kiyak gelungen, im positiven, aufklärerischen Sinn zu emotionalisieren. Ihre Kolumne geht keinem Leser schnell wieder aus dem Kopf.

Liebe Sakineh Ashtiani!

Von Mely Kiyak

Die 43 Jahre alte Frau aus dem Iran soll gesteinigt werden. Sie kann nur auf wachsenden Protest hoffen.

Ich stelle es mir vor: Ich stehe vor einem iranischen Gericht. Ich werde nicht angehört. Der Richter spricht das Urteil.

Die Zelle verwandelt alle Frauen zu Freunden. Mal ist es laut. Dann leise. Manchmal fühle ich Trost. Manchmal bin ich stark und tröste. Manche starren zu sehr. Die Zelle macht aus Freundinnen Feinde.

Die Angst dehnt sich im ganzen Körper aus. Der Magen will die Angst ausdrücken. Der Bauch wird für die Angst zu eng. In anderen Nächten zieht die Einsamkeit gleichmäßige Kreise im Kopf. Dann wieder kriecht sie nur stumpfsinnig hin und her. Am linken Ohr angekommen, dreht sich die Einsamkeit um und schleppt sich zum rechten Ohr. Das geht so lange, wie eine Fliege fliegen kann.

Im Morgengrauen öffnet sich das Gefängnistor. Bin ich erleichtert, weil es endlich geschieht? Ein weißes Tuch wird mir um den Körper gewickelt. Auch um das Gesicht. Der letzte Streifen Leben, den ich sehe, ist ein frischer Zweig, an dem eine errötete Aprikose hängt. Schaut man am Ende wirklich hoch? Der letzte Blick bleibt wohl doch nur am Schnürsenkel eines Schuhs hängen. Schnürsenkel. Dunkelheit.

Das Auto. Die Schlaglöcher der Straße. Der Körper rumpelt jede Bewegung mit. Nach der Fahrt eine Strecke zu Fuß. Erst wenn man nichts sieht, merkt man, wie uneben die Erde ist. „Los“. Der Schubs eines Unbekannten ist die letzte Berührung.

Spielt die Himmelsrichtung eine Rolle? Muss das Gesicht sich nach Osten wenden? Nickt Gott zurück? Stand der anwesende Richter zuvor Probe in der Grube?

Ich fühle, wie der Boden unter meinen Füßen Halt bekommt. Sand schmiegt sich um meine Beine. Da es noch früh am Morgen ist, fühlt er sich frisch an. Ob ich das wirklich merke? Vielleicht verpasse ich auch die feste Umarmung des Sandes, weil meine Gedanken nun woanders sind? Als ob die Erde es nicht ganz geschafft hat, mich zu verschlucken, schauen jetzt nur noch Brüste, Schultern und Kopf heraus.

Dann das erste Allah-uh-akbar. Kapitel für Kapitel arbeitet der Kadi gewissenhaft die Strafe ab. Stein für Stein wacht er über das Gesetz. Der Schmerz tritt verzögert ein. Der Sand hält mich zu fest. Er hindert mich am Ausweichen. Jeder Stein prallt mit voller Wucht auf. Vielleicht eine Stunde lang. Vielleicht zwei Stunden lang. Der Schleier klebt in den Nasenlöchern. Kleidet die Mundhöhle aus. Sand gerät unter den Stoff. Schmirgelt die Augenwinkel ab. Weil die Arme nichts abwehren können, bleibt nur, den Schmerz aus dem Schritt zu drücken. Jeder Atemzug wird durch einen Stein aufgehalten. Der Atem staut sich in alle Richtungen. Oben im Gehörgang knirscht der Druck. Weiter unten, im Busen, bleibt der Atem einfach stecken. Glück ist, wenn das Ich vor dem Körper geht. Bevor nach vier Stunden der zuckende Hügel aufgibt, verbeugt er sich ein letztes Mal vor dem Leben, neigt sich über die blutige Erde und bleibt liegen. Dann endlich wird auch der Lärm aufhören. Denn sie haben die ganze Zeit gebrüllt und gebetet. Sie haben vor Gott angegeben. Sie glauben, dass er lobend zuschaut.

Sie soll die Nächste sein: Sakineh Mohammadi Ashtiani. Alter: 43. Vorwurf: Ehebruch. Urteil: Tod durch Steinigung.

Ihre beiden Kinder, die 17-jährige Farideh und der 22-jährige Sajjad, bitten verzweifelt um Hilfe: freesakineh.org.

Ihre Mely Kiyak

BERLINER ZEITUNG
Nr. 128 vom 7./8. August 2010

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 1. August 1977 in Würselen.

Studierte Neuere Deutsche Literatur, Französisch und Publizistik in Marburg, Poitiers und Berlin.

Daneben erste journalistische Erfahrungen bei der *Westerwälder Zeitung (Rhein-Zeitung)* und der *Marburger Neuen Zeitung*, diverse Praktika sowie freie Mitarbeit für die Berliner Seiten der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

2004 ging Rena Lehmann als Volontärin zur *Rhein-Zeitung* (Koblenz), durchlief hier verschiedene Stationen in der Lokal- und der Zentralredaktion und ist seit April 2011 als Berliner Korrespondentin für die *Rhein-Zeitung* tätig.

RENA LEHMANN erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2011 in der Kategorie »Lokales« für den Beitrag »Ein Schnitzel und viele Verlierer«, erschienen in der *Rhein-Zeitung* am 6. November 2010.

Rena Lehmann schildert, wie vor dem Hintergrund der allgemeinen Sarrazin-Erregung in der kleinen Stadt Betzdorf ein Kulturkampf ausbricht, der am Ende allen Beteiligten Schaden zufügt: »Das Schnitzel hinterlässt eine Spur der Zerstörung«. Ihre präzise und spannend geschriebene Reportage gerät nicht zuletzt deshalb so überzeugend, weil sie auf einfache Schuldzuweisungen verzichtet. Sie dokumentiert, wie sich unterschwellige Vorurteile mit der um sich greifenden Bereitschaft zu schneller Empörung vermischen und so die Schnitzel-Affäre schließlich in eine persönliche Tragödie verwandeln. Am Ende des Tages sind zumindest einige der Beteiligten erschrocken über das, was sie angerichtet haben. Rena Lehmann hat die Vorgänge sorgfältig recherchiert und in einer sehr verständlichen Weise präsentiert. Sie hält professionelle Distanz und vermag es doch, die Stimmungslagen lakonisch, aber treffend zu skizzieren. Rena Lehmann beobachtet genau und kann ihre Beobachtungen in die richtigen Worte fassen. Ihre Sätze sitzen. Ihre Reportage ist das gelungene Beispiel einer Lokalreportage, die große gesellschaftliche Themen in die lokale Lebenswelt der Menschen hinunterbricht.

Ein Schnitzel und viele Verlierer

Von Rena Lehmann

Die Sarrazin-Debatte brodelte, die *Bild-Zeitung* erklärte Multi-Kulti zum Irrsinn – und die kleine Stadt Betzdorf zum Zentrum eines tobenden Kulturkampfes um den Islam. Wie es dazu kam – eine Spurensuche.

Mittagspause an der Christophorus-Grundschule in Betzdorf. Lehrerin Ursula Emde hat ausnahmsweise donnerstags Dienst. Es ist der 25. Februar 2010. In der Kantine gibt es heute Schnitzel. Hähnchenschnitzel für die muslimischen Kinder, nach deren Glauben Schweinefleisch als unrein gilt, Schweineschnitzel für alle anderen. Die Kinder haben Hunger. Dann passiert der Fehler. Ursula Emde legt die panierten Fleischstücke aus zwei verschiedenen Behältern auf eine einzige Platte und verteilt sie rasch. »Ist das etwa Schweinefleisch?«, ruft da ein Junge, der Muslim ist. »Ich weiß es nicht«, sagt die Lehrerin. »Esst es, oder lasst es stehen.« Das ist der Urknall für die Geschichte, die RTL und *Bild* acht Monate später zum »Schnitzel-Krieg« erklären.

Seit jenem 25. Februar unterrichtet Ursula Emde nicht mehr an der Schule, und der Junge geht nicht mehr zum Ganztagsunterricht. Das Schnitzel hinterlässt eine Spur der Zerstörung – bei der Schule, in der Stadt, bei den muslimischen Eltern, bei der Lehrerin. Auch das Image der Medien hat gelitten. Alles lief aus dem Ruder, obwohl anscheinend alle Beteiligten alles besonders richtig machen wollten. Oder gerade deswegen.

Acht Monate später ist die »Schnitzel-Affäre« nicht vergessen, im Gegenteil. Sie wird zum gefundenen Fressen einer Integrationsdebatte, die nach Nahrung giert.

Ein verwaschener Herbstmorgen. In dem Dorf einige Kilometer von Betzdorf entfernt ist keine Menschenseele unterwegs. Lehrerin Ursula Emde öffnet die Tür ihres unauffälligen, großzügigen Einfamilienhauses. Ein schwacher Händedruck. Zu dem Treffen hat sie Anke Schneider-Hüsch dazugebeten, die juristische Mitarbeiterin ihres Mannes Wigbert Emde, Rechtsanwalt in Betzdorf. Er klagt inzwischen im Namen seiner Frau gegen das Land Rheinland-Pfalz. Schneider-Hüsch antwortet schnell und beflissen. Ursula Emde dagegen sagt wenig. Sie wirkt verzagt, dann auch verbittert, zwischendurch hilflos. Es fällt schwer sich vorzustellen, dass diese Frau 18 Jahre lang Hunderte quirlige Grundschüler durch ihre ersten Schuljahre dirigierte.

Seit dem 3. März ist Ursula Emde krankgeschrieben, seither war sie nicht mehr an der Schule. Die 59-Jährige klagt über »psychosomatische Beschwerden, Kopfschmerzen Rückenschmerzen«. Sie wirft Schulleiter Alexander

Waschow vor, er habe sich von muslimischen Eltern unter Druck setzen lassen und – statt sich hinter sie zu stellen – sie daran gehindert, weiter ihren Dienst auszuüben. »Einer musste geopfert werden.« Man habe sich für sie entschieden.

Am Tag nach der fraglichen Schulspeisung klingelt bei Ursula Emde das Telefon. Die Mutter des muslimischen Jungen ist am Apparat: Ihr Sohn hat ihr erzählt, dass seine Lehrerin ihn und andere Kinder zum Essen von Schweinefleisch gezwungen hat. Die Lehrerin erklärt, dass ihr nicht bewusst gewesen ist, dass es verschiedene Fleischsorten gab und dass sie das nicht absichtlich tat. Die Mutter am Telefon ist aufgebracht. »Sie sagte mir, dass ich als Lehrerin das wissen müsste und dass sie den Schulleiter informieren wird«, erinnert sich Emde. Im Laufe des Nachmittags melden sich weitere »erboste türkische Eltern« beim Schulleiter, wie dieser später zu Protokoll gibt. Dann ist Wochenende.

Dazu, was am folgenden Montag und in den nächsten Tagen geschieht, gibt es mehrere Versionen. Um kurz nach zehn sind vier muslimische Familien bei Schulleiter Waschow. Sie beschweren sich. Auf den Einwand eines Kindes habe die Lehrerin lax und rücksichtslos reagiert. Der Schulleiter gibt später zu Protokoll: »Die Familien verlangten von mir, dass Frau Emde nicht mehr ihre Kinder unterrichten dürfe (»Entweder Frau Emde geht aus der Klasse oder unsere Kinder gehen«). Ich stelle immer wieder klar, dass ich erst mit Frau Emde sprechen müsse, um den Sachverhalt aus ihrer Sicht wahrzunehmen. Alle Beschwerdeführer sind höchst erregt, lassen keinerlei sachliche Klärung zu.«

Die Eltern weisen laut Waschow auch auf frühere türkenfeindliche Äußerungen der Lehrerin hin, etwa: »Immer die Türken kommen zu spät« oder »Die Türken haben Sonderrechte«. Und sie drohen damit, den »Schnitzel-Vorfall« öffentlich zu machen. Eine Stunde dauert das Gespräch. Schließlich wird vereinbart: Die Schule versucht, den Sachverhalt binnen zwei Tagen aufzuklären und eine Lösung zu erarbeiten. Die Kinder der beteiligten Familien gehen bis zur Klärung nicht mehr zum Ganztagsunterricht. Die Angelegenheit wird nicht öffentlich gemacht.

Vom Besuch der türkischen Eltern weiß Ursula Emde noch nichts, als sie gegen 11.15 Uhr ihren Dienst antritt. »Wegen der Schwierigkeit des bevorstehenden Gesprächs« empfiehlt ihr der Schulleiter sogleich, einen Vertreter des Personalrats hinzuzuziehen. Auch die Konrektorin nimmt daran teil. Ursula Emde sagt, sie wusste nicht, dass für die türkischen Kinder besonderes Fleisch vor-

handen war. »Woher sollte ich das denn auch wissen?«, fragt die Lehrerin, die seit 18 Jahren an der Schule mit 40 muslimischen Kindern unterrichtet.

Waschow erklärt, dass die Eltern insbesondere über die leichtfertige, wenig einfühlsame Stellungnahme Emdes zu dem Vorfall entsetzt waren. Sie kommentiert dies laut Waschows Protokoll sinngemäß mit den Worten, »die Türken sollten sich wegen solch einer Kleinigkeit nicht so aufregen«.

Der Schulleiter stellt Ursula Emde für die nächsten beiden Tage vom Dienst frei. Um die Wogen zu glätten, wie Waschow später erklärt. Zum persönlichen Schutz der Lehrerin. Und um ein weiteres klärendes Gespräch mit der Schulrätin von der Schulaufsichtsbehörde des Landes zu führen. Ursula Emde begreift die Freistellung jedoch als einen Schlag ins Gesicht. »Das ist derart demütigend. Ich war aus dem Stundenplan raus, und alle haben es mitgekriegt.«

Bereits am nächsten Tag muss sie erneut in die Schule, die Schulrätin ist gekommen. Im Protokoll schreibt Waschow: »Ich erklärte ihr (Fr. Emde, Anm. d. Red.), dass sich die Tragweite des Konfliktes sehr umfassend darstellt und ich mir vorstellen kann, dass auf die Schule und auf sie ein schwieriger und langwieriger Klärungsprozess zukommen kann. Außerdem sei es möglich, dass im Verlaufe der Klärung auch ihre Person beschädigt werden könne.«

Der Lehrerin werden laut Schulbehörde verschiedene Entscheidungsmöglichkeiten aufgezeigt – man könnte einen Elternabend veranstalten, den Stundenplan ändern. Der Vertreter des Personalrats wird in Waschows Protokoll mit den Worten zitiert: »Ulla, du musst dir überlegen, ob du den Druck des Klärungsprozesses aushalten kannst oder ob du nicht lieber um Versetzung bitten willst.« Am zweiten Tag ihrer Freistellung kommt von Ursula Emde jedoch keine Entscheidung, sondern die Krankmeldung. Zunächst für ein bis zwei Wochen, aus den Wochen werden Monate, dann ein halbes Jahr. »Es ging mir sehr schlecht. Ich fühlte mich alleingelassen und wusste nicht, was ich tun soll«, sagt sie.

An der Christophorus-Schule kehrt wieder Ruhe ein – vorerst. Zwei Monate später wird der Vorfall allerdings doch öffentlich. Udo Ulfkotte, freier Journalist und Autor des Buchs »SOS Abendland. Die schleichende Islamisierung Europas«, schreibt über den »Schnitzel-Alarm im Westerwald« in »Kopp exklusiv«, einer Zeitschrift, die Informationen verspricht, »die Ihnen die Augen öffnen«. Den Hinweis auf das Thema habe er von Türken aus Betzdorf erhalten, erklärt er im Gespräch mit unserer Zeitung. In seinem Bericht heißt es, in Moscheen und

islamischen Kulturvereinen werde seit Wochen über den »Schnitzel-Krieg« gesprochen. Der Bericht macht allmählich in Betzdorf die Runde. Etwa 100 E-Mails erreichen die Schule. Die Absender diffamieren den Schulleiter, man wirft ihm vor, sich dem Druck der muslimischen Eltern gebeugt zu haben. Aus manchen Zuschriften spricht der blanke Hass auf Muslime.

Im Juni steht RTL bei der Schule vor der Tür und will über den Vorfall berichten. Die zuständige Redakteurin spricht mit fast allen Beteiligten, doch noch Wochen später wartet man in Betzdorf vergeblich auf einen Bericht.

Der wird erst Mitte Oktober mitten in der Sarrazin- und Integrationsdebatte mit dem Titel »Wie muslimisch ist Deutschland?« ausgestrahlt. Betzdorf wird darin zum Epizentrum eines tobenden Kulturkampfes zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen erklärt. Schulleiter Waschow und andere sehen ihre Worte völlig »aus dem Zusammenhang gerissen«. Kurz darauf zieht »Bild online« nach: »Deutsche Lehrerin von Moslems weggemobbt!« An der Schule erhalten jetzt auch andere Mitarbeiter Drohbriefe aus der rechten Szene.

Die Mutter des türkischen Jungen, der damals das Versehen bemerkte, ist erschrocken angesichts der Dimension, die ihre Beschwerde vor acht Monaten plötzlich bekommt. Keiner der Eltern habe an jenem Montag gefordert, dass Ursula Emde gehen soll. Das Fleisch aber sollte sorgfältig getrennt serviert werden. Ihr Sohn isst mittags nicht mehr in der Schule. »Das Vertrauen ist einfach weg«, sagt die Mutter. Aus ihrer Sicht hat es aber nie einen »Schnitzel-Krieg« gegeben. »Man muss doch einsehen können, wenn man als Aufsichtsperson einen Fehler gemacht hat. Hat Frau Emde vielleicht Integrationsschwierigkeiten?« Sie will anonym bleiben, weil sie bei RTL gesehen hat, »was mit Leuten passiert, die reden«. Eine andere türkische Frau, die in dem Beitrag zu Wort kommt, leidet heute unter Angstzuständen. »Wir hatten vorher nie Probleme. Vielleicht will jemand, dass wir welche kriegen.«

Tatsächlich hat es nie eine Suspendierung der Lehrerin vom Dienst gegeben. »Von uns aus könnte sie zurückkehren, wenn sie wieder gesund ist«, sagt die Pressesprecherin der Schulbehörde, Miriam Lange, räumt aber ein, dass das Arbeitsverhältnis inzwischen »zerrüttet« ist.

Ursula Emde sitzt unterdessen in ihrem großen, stillen Haus und grübelt. »Das wird mich bis an mein Lebensende begleiten«, sagt sie. Warum sie nicht

einfach an die Schule zurückkehrt? »Man muss mir zeigen, dass ich auch gewollt bin. Ich will Klarstellung und Wiedergutmachung.« Deshalb klagt sie.

Im Februar geht die Lehrerin in Pension. Es ist nicht davon auszugehen, dass sie noch einmal an der Christophorus-Schule unterrichten wird – egal, wie ein etwaiger Gerichtsprozess ausgeht.

RHEIN-ZEITUNG

Nr. 258 vom 6. November 2010

Berliner Morgenpost

SONNTAG, 21. FEBRUAR 2010

— Abonnementspreise: 22,40 € (inkl. MwSt.) für 12 Wochen, 1,90 € pro Ausgabe



Magdalena Neuners Gespür für Gold

Biathlon-Olympiasiegerin über 4,5 Kilometer in Grakulst. Seite 23

HEUTE IN DER BIZ
Wieder das Vergessen:
Mit Morbus Alzheimer
zurück in die Zukunft

Besten Biathlon-Tage



Nach Chai bei S-P... Vors... greift

Ermittler des
Konzern plan
strukturiert

4. FEBRUAR 2010

Recht - Die Spitze des Deutschen Baus AG hat nach Informationen der Berliner Morgenpost die Struktur der Gruppe neu aufgestellt. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft.



Suche nach neuen Ila-Standorten

Recht - Der Hauptstadtsitz der Berliner Morgenpost ist im neuen Jahr in den neuen Ila-Standorten. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft.

Hellmuth Kar...

In der Mischkultur gibt es ein Muster. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft. Die neue Konzernstruktur ist seit Ende des Jahres in Kraft.

www.morgenpost.de

Bestellen Sie uns die Biz

Bayern patzen in Franken

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...
Nürnberg: 1:1
Bayern: 0:0
Frankfurt: 4:1
Düsseldorf: 0:0
Köln: 1:5

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...

Bayern München hat sich erneut in der Bayernliga in Nürnberg...



ISSN 1868-8830

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1970 in Aurich/Ostfriesland.

Studierte Islamwissenschaft und Nahostgeschichte in Hamburg, Beirut und Tel Aviv; war ein Jahr als Länderreferent beim Nah- und Mittelost-Verein in Hamburg tätig; volontierte dann bei der Journalistenschule Axel Springer und arbeitete zwei Jahre als Politikredakteur für die Tageszeitung *Die Welt* (Berlin). Anfang 2005 übertritt zur *Welt am Sonntag*, zweieinhalb Jahre Parlamentskorrespondent zu CDU, CSU und FDP. Im Mai 2007 Mitglied einer Entwicklungsredaktion der Axel Springer AG.

Anfang 2008 Wechsel zur Agentur Zeitempiegel Reportagen. Seit April 2011 dort Partner.

JAN RÜBEL erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2011 in der Kategorie »Lokales« für den Beitrag »Die Tänzer von Zehlendorf«, erschienen in der *Berliner Morgenpost (Berliner Illustrierte Zeitung)* am 21. Februar 2010.

»Die Tänzer von Zehlendorf« ist eine besonders lesenswerte Geschichte über Tanzveranstaltungen einer Alzheimer-Angehörigen-Initiative in Berlin. Jan Rübel ist ein guter Beobachter, der unzählige Details zu einem klaren Gesamteindruck verdichtet. Er liefert überraschende Einblicke in das Leben und die Lebensumstände der Akteure, die er beschreibt. Dabei verwendet er eine schöne und klare Sprache. Beispielhaft ordnet er wichtige Informationen zur Krankheit und ihren Auswirkungen ein. Dennoch ist es eine ermutigende Geschichte, die zeigt, dass trotz starker Einschränkungen noch vieles möglich ist. Für die Jury ist diese Arbeit vorbildlich und preiswürdig.

Die Tänzer von Zehlendorf

Von Jan Rübel

Jeden dritten Montag im Monat treffen sie sich zum Tanzcafé: Damen in roten Roben und Herren mit Tuch im Revers. Sie leiden an Alzheimer. Die Musik soll sie zurück in ihre Jugend wiegen

Das Wunder von Zehlendorf ereignet sich jeden dritten Montag im Monat um kurz nach vier. Wie still es zunächst in diesem Saal voller Menschen ist. Wie sie in ihren Kaffeebechern rühren. Jeder Löffel kreist und kreist, streicht übers Porzellan – ein sanftes Surren wie ein großes Insekt steigt in die Luft. Drückend warm bollert es von den Heizkörpern. Eigentlich soll im Saal des Mittelhofs ab vier Uhr nachmittags getanzt werden. Doch die rund 50 Gäste sitzen in sich versunken an hölzernen Tischen. Es ist dreiviertel vier. Jeder schaut in eine andere Richtung. Da fährt ein alter VW Polo vor. Zwei Männer wuchten kurze Zeit später Kisten aus dem Wagen und tragen sie in die Gründerzeitvilla. Drei Handgriffe später ein kleiner Ruck am Kabel, zwei Fender-Gitarren heulen auf. Keine Handvoll Akkorde vergeht, schon ist das Tanzparkett gefüllt. An den Tischen hält es jetzt kaum jemanden mehr. Die Paare drehen sich auf samtenen Ballerinas und aufgerauten Sneakern zu California Blue, es riecht nach frisch gebügelten Hemden und Halstüchern, nach Lavendel und Kölnisch Wasser. Nach Mottenkugeln. Und nach Babycreme auf alter Haut.

Stolz schweben die Tänzer übers Parkett. Auf ihren Lippen liegt ein Jugendlächeln.

Tief schaut Heinz Nowak, 75, seiner Brigitte in die Augen. Die rechte Hand an der Hüfte, die linke in ihrer Hand, geleitet er sie entlang der olivgrünen Wände. »Dass ich dich hab«, sagt er etwas laut, »mein Dickchen«. Ihre Nasen berühren sich fast. »Rechts eins, rechts zwei«, raunt sie ihm zu. Am großen Tisch neben dem Fenster schluchzt eine Frau in türkisfarbenem Hosenanzug. Hört nicht mehr auf, Tränen laufen die Wangen herab. »Cindy, oh Cindy«, stimmen die beiden Musiker von der Beat-Band »Little Rock« auf der Bühne an, »dein Herz muss traurig sein, der Mann, den du geliebt, ließ dich allein.« Mit Mädchenstimme singt die Dame den Refrain. Neben ihr zappelt ein Mann im Rollstuhl. »Ich will aufstehen«, ruft er, rote Flecken im Gesicht. Pfleger eilen herbei, schon stützen sich seine Hände an den Lehnen ab, stolz drückt er seine Knie durch, richtet sich auf. Dieses Café ist anders als andere. Es bringt Menschen

zum Sprechen, die sonst kein Wort sagen. Es lässt aufstehen, wer nur noch sitzt oder liegt. Die Musik macht die Herzen leicht und gibt ihrem Schlag eine Richtung.

Anmutig führt Heinz Nowak seine Frau an den Tisch zurück, streicht sich dabei langsam über die goldfarbenen Hosenträger am gestreiften Hemd. Sein grau melierter Schnurbart ist frisch gestutzt. Er lächelt still über den Tanz, den er gleich vergessen haben wird. Was kann er auch für die vielen Eiweißpartikel im Inneren seines Kopfes? Die sich in diesem leicht gebogenen Stück Hirn auf Höhe der Ohren ansammeln und im Hippocampus eine Nervenzelle nach der anderen töten – den Kurzzeitspeicher des Gehirns lahm legen. Der Hippocampus ist schon um die Hälfte geschrumpft; nun greifen die Eiweiße auch andere Bereiche des Gehirns an, zersetzen und verklumpen sie.

Noch immer kann Heinz Nowak sehen, hören, sprechen. Aber irgendwann wird diese Krankheit, die der deutsche Psychiater Alois Alzheimer vor rund 100 Jahren entdeckte und an der mittlerweile rund 1,2 Millionen Deutsche leiden, ihn niederringen, das Kauen nehmen, das Schlucken und zuletzt das Atmen. Alzheimer raubt das Wissen zu leben.

Davon will Brigitte Nowak nichts hören. Seit 53 Jahren seien sie jetzt verheiratet, sagt sie. Immer wieder aufgepäppelt hat sie ihren Mann, auch nach den vier Schlaganfällen, die der Demenz vorangingen. »Wenn ich meinen Heinz bei mir habe, wird es vielleicht nicht schlimmer«, sagt sie. Die Kaffeetasse hält sie mit beiden Händen ganz fest. Auf dem Parkett bildet ein Dutzend Tänzer eine Polonaise und schunkelt durch den Raum. »Aber der Wagen, der rollt«, singen sie. Es klingt trotzig. Neben den Kuchentresen stampft ein Mann seinen Stock zur Musik und schaut der jungen Kellnerin ungeniert ins Dekolleté. »Was tanzen die so wild heute«, sagt Brigitte Nowak. Ihren Heinz hatte sie beim Tanz kennen gelernt. Sie war 15, und als der 19-Jährige sie beim Pommerntreffen am Wittenbergplatz zum Foxtrott aufforderte, da funkte es zwischen beiden. Noch am gleichen Abend küsstest sie sich. Die Monteurin bei Bosch und ihr Maurer – in den folgenden Jahrzehnten tanzten sie sich durch Berlins Bars: das »Resi« und die »Neue Welt« in Neukölln mit ihren Tischtelefonen, oder der »Prälat« in Schöneberg. In den tiefen Westen der Stadt, wo sich der Grunewald auftürmt, fahren sie noch heute. Nur eben nicht zum Picknick im Grünen wie früher, sondern in den Mittelhof, den die »Alzheimer-Angehörigen-Initiative« einmal im Monat nutzt.

Zwischen zwei Tänzen zündet sich Gitarrist Hans-Holmer Graetsch eine Zigarette an. Er zieht seiner Fender eine neue Saite auf. Ein besseres Publikum als dieses kenne er nicht, sagt er. »Wo bittschön ist in Berlin, an einem Montag um fünf, mehr Freude zu finden?« Seit Beginn des Tanzcafés vor acht Jahren tritt das Duo hier auf. »So viel Schwung, so viel Wille«, sagt er über die Tanzgäste. Anfangs spielten er und sein Partner nur Beat, ihre Lieblingsmusik. Doch dann merkten sie, wie gut deutsche Texte ankamen, wie die Gäste bei Schlagern in Fahrt kamen. Seitdem spielt »Little Rock« auch Hoch auf dem gelben Wagen.

»Musik ist die versteckte arithmetische Tätigkeit der Seele, die sich nicht dessen bewusst ist, dass sie rechnet«, schrieb schon Gottfried Wilhelm Leibniz. Das Erfolgsgeheimnis des Tanzcafés im Mittelhof: Der Körper vergisst nicht, was der Kopf längst aufgegeben hat. Er tanzt mit. Eine Erkenntnis, welche die Medizin bei der Behandlung von Alzheimerkranken meist Angehörigen-Initiativen überlässt; Tanz aber beansprucht beide Gehirnhälften. Das ist besser als jedes Gedächtnistraining, um die verdammten Löcher, die Alzheimer schlägt, zu überwinden. Jedes erinnerte Wort lässt die Gehirnhälften besser durchbluten.

Zwar hält Musik den Verfall des Gehirns nicht auf. Gegen Alzheimer helfen keine Operation und kein Medikament. Aber Musik mobilisiert Kräfte, schafft Bewusstsein, Haltung und Würde. Alzheimerkranke brauchen Impulse von außen, um ihre schlummernden Fähigkeiten zu wecken. Little Rock liefert sie ihnen im Viervierteltakt.

Drinnen steht Brigitte Nowak auf, sie will auf der Toilette ihren Lidschatten nachziehen. Einen ganz sachten, der sich den Konturen ihres sanft gezeichneten Gesichts unter dem kurzen Blondschof fügt. Heinz Nowak hält sie am Arm fest. »Verlass mich nicht«, ruft er ängstlich, er steht auf: »Wo gehst du hin?« Sie streichelt ihm über die Wange, sie seufzt – und setzt sich. Seit er sich verlaufen hat in seiner inneren Welt, braucht er sie ohne Unterlass. Geht nicht schlafen ohne sie, drückt sie dann fest an sich. Er, der nie krank war und die schwersten Steine tragen konnte und auch am Wochenende auf dem Bau malochte, für ein Extrageld. Der heute so schwach ist wie aus Papier. Nicht nur am Gehirn zerren die giftigen Eiweißmoleküle. Die Seele stirbt mit.

»Herr Nowak, tanzen Sie gern?«

»Ich glaube, ja.«

»Welchen Tanz mögen Sie denn am liebsten?«

»Aber sicher doch. Na klar.«

Mit Floskeln rettet sich Heinz Nowak durch den Alltag, müht sich um Brücken über die Löcher im Kopf hinweg. Zu Besuch in der Altbauwohnung in Schöneberg kommen längst nur noch enge Verwandte. Die Freunde blieben alle weg. »Du kannst kommen, aber nicht dein Mann«, erinnert sich Brigitte Nowak an die letzten Einladungen. »Ich liebe Heinz, mehr als mich.« Seit bald 17 Jahren pflegt sie ihn, zieht ihn an, wäscht und ernährt ihn. »Ich schalte kaum ab, immer frage ich mich, wie es ihm geht.« Das Tanzcafé tut auch ihr gut. Hier findet sie Ruhe, »ich tausche mich aus«. Lacht. Weint. Ist nicht allein. Ihr gegenüber sitzt Raimund Cichos. Wie so oft erzählt er einen Witz. »Sagt eine Siebzugjährige: ›Ich bin so vergesslich. Habe ich einen Mantel an, weiß ich nicht, ob ich komme oder gehe.« Antwortet die Achtzigjährige: ›Toitoitoi, bei mir ist da oben noch alles in Ordnung«, und klopf sich an den Schädel.« Raimund Cichos schaut erwartungsvoll in die Runde. »Dann sagt sie: ›Herein, da ist jemand an der Tür!«

Raimund Cichos, 60, zeigt stets Helles her. Die Laune: »Bestens.« Das Wetter: »Die paar Wolken stören doch kaum.« Die Kleidung: ein zarter Vanilleton im Hemd über wasserblauer Jeans. Raimund Cichos lächelt viel. »Wir haben immer Glück gehabt«, sagt er und wischt mit einem Taschentuch über die Lippen einer Frau im Rollstuhl. »Auch heute, Margried und ich sind ja immer noch zusammen.« Einen Moment später verfällt er in eine stumme Zwiesprache mit ihr. Als würden ihre beiden Mundwinkel versteckte Botschaften aussenden. Dann beugt er sich, legt seine Stirn an ihre.

Brigitte Nowak besucht das Tanz-Café auch wegen Margried Cichos. So sieht sie, was ihren Heinz erwartet. Sie kann sich wappnen, worüber sie nicht spricht. Nach einer Rückenmarkspunktion entdeckten die Ärzte bei Margried Cichos die giftigen Einweißmoleküle im Nervenwasser. Ins Krankenhaus gegangen war sie wegen »gewisser Vorkommnisse«, wie ihr Mann sagt: Neue Kunden wollte sie im gemeinsamen Friseursalon plötzlich nicht mehr bedienen. Immer öfter verlegte sie Scheren, und Raimund Cichos wunderte sich über den offen gelassenen Gefrierschrank daheim. Dann kam der 15. Januar 2003. Margried Cichos verpasste auf dem Weg zur Arbeit die richtige Haltestelle. Irrte durch die Straßen. Acht Stunden später hielt sie in Tegel ein Taxi an und nannte ihre Adresse in Lichtenrade am anderen Ende der Stadt.

Cremeweiß und glatt ist ihre Haut, wie Elfenbein. Margried Cichos ist 66, sie fixiert mit ihren blassblauen Augen einen Punkt an der Gardine, als würde sie in ein Feuer schauen. Seit einem halben Jahr lacht sie nicht mehr. Gibt kaum einen Laut. Arme und Beine sind erstarrt, ebenso das Gesicht; als hätte man sie mitten im Gespräch plötzlich unterbrochen. Vor fünf Jahren gab Raimund Cichos den Salon auf, er pflegt nun seine Frau. »Wir haben früher immer alles gemeinsam gemacht. Nun muss ich allein entscheiden.«

Alle zehn Minuten ändert er ihre Position im Rollstuhl. Erzählt ihr stundenlang. Setzt ihr den Liter Nahrungsflüssigkeit an die Kanüle. Dreht sie dreimal in der Nacht. Raimund Cichos' Helligkeit strahlt weit. Er hat viele Freunde. Nachbarn und auch die Tochter bringen Essen. Die Jungs von der Wandergruppe schauen oft rein. Nur manchmal kann er nicht mehr. Wenn er fürchtet, sie nicht mehr hochziehen zu können. Wenn ihm das alles zuviel wird und die Gedanken über das Ende sich einschleichen, dann weint er. Sechs Jahre schon leben sie mit Alzheimer. Im Schnitt sterben die Erkrankten nach sieben bis zehn Jahren.

Er nimmt aus der Weste seines weißen Leinenjacketts eine längliche Plastikdose, darin weiße Pillen. Amitriptylin gegen die Depressionen, Tramadol und Naproxen gegen die Rheumaschmerzen – und eine Magentablette, damit er das Zeug auch verträgt. Über Alzheimer hat er mit Margried kein Wort gewechselt. »Das ist wie Aids, darüber spricht man nicht. Sie war doch immer so stark.«

Als sie im April 1970 den Salon Jansen in Kreuzberg betrat, die neue Halbtagskraft, da verliebte sich der 19-Jährige sofort; in diese allein erziehende Mutter einer Tochter, in dieses elfenbeinfarbene Gesicht. Eine Scheidung musste noch durchgestanden werden, aber als Margried acht Monate später ihren Geburtstag im Salon feierte und beide danach gemeinsam durch Kreuzberg spazierten, da warf sie an der Kottbusser Brücke den Teller mit Kuchen weg und umarmte und küsste ihn zum ersten Mal.

Draußen stauen sich dunkle Wolken. »Little Rock« spielt den Rausschmeißer. Die Tanzgäste bilden einen großen Kreis, innen drin Raimund und Margried Cichos. Sachte drückt er ihren Rollstuhl nach hinten, dreht eine Pirouette. Ihre Augen glänzen. Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn, bleib nicht so lange fort, singen die Besucher den Gassenhauer aus den Dreißigern, Denn ohne dich wär's halb so schön, darauf hast du mein Wort.

Als sich die Eingangspforte öffnet, tanzen den Gästen Schneeflocken entgegen. In der linken Hand den Regenschirm, schiebt Raimund Cichos mit der rechten Margried im Rollstuhl. Da heult ein Wind an der Magnolie auf, saugt den Schnee zu einer Rose heran. Plötzlich hebt Margried Cichos ihre Hand, führt sie an den Kopf. Die Mundwinkel haben sich zu einem breiten Lächeln auseinander geschoben. Kein Wetter zum Sterben. So viel Leben. Raimund Cichos stockt, geht in die Knie. Und nimmt sein Glück fest in den Arm.

BERLINER MORGENPOST

Nr. 51 vom 21. Februar 2010

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Chronik 2010

Freitag, 10. Dezember 2010 16:30:23 • HERAUSGABER: WOLFGANG HÖRNER • VERLAGSLEITUNG: WOLFGANG HÖRNER • DRUCK: DRUCKEREI WILHELM WILHELM • ZIHL: 9 2010 • F.A.Z. Nr. 292/2010 • 100

Paketbomben in Botschaften in Rom

F.A.Z. ROMA, 21. Dezember. Bei der Entpackung von Paketbomben in die Botschaften der Schweiz und Italiens in Rom sind im Dezember zwei Menschen verletzt worden. Die erste Sprengung erzielte einen tödlichen Erfolg: Ein Mitarbeiter der Schweizer Botschaft wurde bei der Entpackung einer Bombe in der Botschaft verletzt. Ein zweites Paket wurde bei der Entpackung ebenfalls verletzt. Zwei weitere Mitarbeiter der Schweizer Botschaft wurden verletzt. Die italienische Botschaft wurde ebenfalls verletzt. Die italienische Botschaft wurde ebenfalls verletzt. Die italienische Botschaft wurde ebenfalls verletzt.

Vom H...

Die Festsitzung der CDU...

Die Dummheit

Die Festsitzung der CDU...

Die Verlobung macht

Die Verlobung macht...

Heute

Seelsorge in Kassenlage

Seelsorge in Kassenlage...

Wahlprüfung und F...

Wahlprüfung und F...

Mit dem Maßstab sparen

Mit dem Maßstab sparen...

Wunderkammer Katalonien

Wunderkammer Katalonien...

Reizendes Schweigen

Reizendes Schweigen...

Schöne Bescherung!

Schöne Bescherung!

Kilja ohne Geld

Kilja ohne Geld...

Wahlprüfung und F...

Wahlprüfung und F...

Die Verlobung macht

Die Verlobung macht

Die Verlobung macht...

Die Verlobung macht

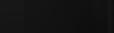
Die Verlobung macht

Die Verlobung macht...

Die Verlobung macht

Die Verlobung macht

Die Verlobung macht...



Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1971 in Boppard, aufgewachsen im Westerwald.

Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie in Bonn, Freiburg und an der University of Notre Dame in der Nähe Chicagos. Dissertation über »Sprachkepsis im deutschen Drama«. Während des Grundstudiums journalistische Arbeiten für die *Rhein-Zeitung* (Koblenz) und den *General-Anzeiger* (Bonn).

Der Entschluss, Journalist zu werden, fällt nach einer Hospitanz bei FAZ.NET. Nach dem Studium freier Autor für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und andere Medien. Seit 2006 Feuilleton-Redakteur. Der von Uwe Ebbinghaus entwickelte und betreute F.A.Z.-Lesesaal gewinnt im Jahr 2008 den Bayerischen Printmedienpreis.

Zusammen mit Norbert Oellers Autor des Hörbuchs »Schiller. Höhepunkte aus Leben, Werk und Wirkung« (2005).

Uwe Ebbinghaus ist verheiratet und hat zwei Söhne.

UWE EBBINGHAUS erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2011 in der Kategorie »Allgemeines« für den Beitrag »Der Zugnomade«, erschienen in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* am 24. Dezember 2010.

Dieses Stück hat alles, was man gemeinhin als »preisverdächtig« bezeichnet: Es ist eine zutiefst menschliche Menschengeschichte, dem Leben selbst abgeschaut und nah am Erzählgegenstand recherchiert. Die Geschichte ist handwerklich sauber umgesetzt; sie ist anrührend, aber dezent in der Sprache und überhaupt nicht kitschig. Und sie ist spannend – von der ersten bis zur letzten Zeile.

Die Geschichte war für Uwe Ebbinghaus nicht leicht zu erzählen, denn die Hauptperson wünschte absolute Anonymität. In der Beschreibung bleibt vieles daher unpräzise: Namen, Orte, Szenen bleiben diffus. Trotzdem atmet und lebt dieser Text. Er berührt, obwohl und weil die Geschichte völlig unromantisch ist. Eine Erzählung, die man weitererzählt, weil sie fast unglaublich ist und zugleich mitten aus unserem Alltag stammt.

Der Zugnomade

Von Uwe Ebbinghaus

Er hat keine Wohnung, aber er ist kein Obdachloser. Er lebt und schläft in Zügen. Für die Fahrkarte sammelt er Pfandflaschen. Von einem Leben mit Stopps, aber ohne Halt.

Sieben Uhr morgens ist die Lounge im Bahnhof noch leer. Ein paar Pendler sitzen auf den roten Ledergarnituren des mit Parkett ausgelegten Warteraums, schlürfen in halbgeöffneten Outdoor-Jacken ihren Gratiskaffee oder blättern in den ausliegenden Zeitungen mit dem Aufkleber »Wir bitten um Rückgabe«. Auf den Fernsehern unter der Decke läuft n-tv, immer ohne Ton.

Wer hineinmöchte, in den Comfort-Bereich der Deutschen Bahn, braucht entweder eine Bahncard für Vielfahrer oder eine Fahrkarte der ersten Klasse. Beim Eintritt wird die Berechtigung am Service-Desk mit fast übertriebener Aufmerksamkeit geprüft. Doch dann schlurft ein Mann ohne Jacke mit Arbeitsschuhen und schmutzigen Taschen hinein, grüßt die Lounge-Mitarbeiter freundlich, lächelt wissend und geht einfach durch.

Er legt sein Gepäck ab, holt sich mehrere Zeitungen, setzt sich in die hinterste Ecke, legt mit flüssigen Handgriffen einen Wissenschaftsteil frei und beginnt mit der Lektüre. Irgendwann steht er auf und löst sich am Automaten eine Bouillon. Er wirkt müde, beachtet niemanden. Mit seiner abgetragenen Hose, dem gestreiften, etwas speckigen Hemd und dem nicht eben sauberen Pullover sieht er aus wie ein Obdachloser. Er ist aber keiner. Die Deutsche Bahn ist sein Obdach.

Friedhelm W. ist Zugnomade. Er besitzt eine von 35.000 »Mobility Bahncards 100«, die es ihm ermöglicht, ein ganzes Jahr lang mit der Deutschen Bahn an jedes gewünschte Ziel zu fahren, ohne einen einzigen Fahrschein zu lösen. Doch Friedhelm W. ist nicht einfach nur unterwegs. Er lebt, schläft und arbeitet in Zügen. Die DB-Lounge ist seine Küche, sein Wohnzimmer und sein Bad.

Als er die Bouillon ausgetrunken hat, wird er hektisch, schultert seinen Rucksack, nimmt seine beiden Taschen und verlässt in sonderbar pendelnden Schritten die Lounge, wieder grüßend. Sein Kopf hängt versonnen schief in die Welt hinein, sein Körper ist vom vielen Tragen ein wenig eingesunken. Er nimmt die Treppe, tritt in die Kälte, registriert die Anzeigetafel, verfällt in einen leichten Laufschrift Richtung Bahnsteig. Fast in letzter Sekunde springt er auf den Zug, wie ein Hobo im Wildwestfilm, nur wirkt er dabei überfordert. Gezielt steuert er den Rollstuhlsitz in Wagen 22 an, da hat er den Platz, den er braucht. Er setzt sich,

breitet Zeitungen aus, gräbt eine medizinische Schere aus einer der Taschen und beginnt, einzelne Artikel auszuschneiden.

Friedhelm W. wartet immer, bis andere Menschen auf ihn zukommen. Er selbst kommt auch alleine klar, er fragt sich nur, sobald sich jemand eingehender für ihn interessiert: »Kann der mich verletzen?«

Seine Handinnenflächen sind grau, seine Fingernägel haben Schatten, trotzdem gibt man ihm gerne die Hand. Spricht man ihn an, schärft er seinen abwesenden Gesichtsausdruck, schaut beherrscht und dann freundlicher. Ein Aufnahmegerät lehnt er ab. Er möchte nicht, dass man ihn wiedererkennt, Friedhelm W. ist auch nicht sein richtiger Name. Als er sich entschieden hat zu erzählen, beginnt er, als habe er nur darauf gewartet. Mit ruhiger Stimme, manchmal weit ausschweifend, aber immer wie auf einen Punkt gerichtet, den nur er kennt. Unterbrechen lässt er sich nicht, versucht man es, erhebt er seine Stimme, bis sein Gedanke zu Ende geführt ist. Mitschreiben kommt nicht in Frage, weil er mit seinem leicht fränkischen Zungenschlag eine unfassbare Realienflut über den Zuhörer ausschüttet.

Seit zehn Jahren lebt Friedhelm W. schon in Zügen. Keinen einzigen Tag war er krank. Kranksein kann er sich nicht leisten, er ist nicht versichert. Hartz IV beantragt er nicht, weil er unabhängig sein will, arbeiten im Gesundheitswesen, wie er es früher getan hat, kommt für ihn nicht mehr in Frage. »Ich will nichts mehr tun«, sagt er.

In seiner Brusttasche befinden sich Verzehrgutscheine der Deutschen Bahn für verspätet eingetroffene Züge, ein Kugelschreiber und eine Liste mit den Wunschzeitungen der Woche. Die Taschen, die er mit sich herumschleppt, enthalten neben der Schere Toilettenartikel, Waschzeug, eine zweite Garnitur Kleidung, ein Handy mit leerer Karte, einen Schirm, weitere Taschen und Zeitungen über Zeitungen. Sein ganzer Stolz ist eine Tasche, in die vierhundert Pfandflaschen passen. »Mein Goldstück« nennt er sie. Friedhelm W. lebt vom Flaschensammeln in Zügen. Alles Geld, das er damit verdient, bekommt dann die Deutsche Bahn. Für die 3.800 Euro teure »Bahncard 100« muss er täglich zehn Euro Pfand einlösen, was etwa fünfzig Flaschen entspricht. »Das ist zu machen«, sagt er. Sein Rekord liegt bei über vierzig Euro am Tag.

Er unterteilt seinen Tag strikt in Freizeit und Arbeit. Freizeit hat er, wenn andere arbeiten, wie jetzt, da würde er nie eine Flasche einsammeln. Am Wochen-

ende beginnt er die Arbeit dafür schon um vierzehn Uhr. Am Karfreitag und an Weihnachten ist auch für ihn Feiertag.

Seine Tageseinteilung entspricht zwei Kreisläufen auf Schienen, die auf der Landkarte in etwa eine Acht bilden. Im ersten befindet er sich gerade, es ist seine Freizeitstrecke, die ihn, das sei aber Zufall, über seine Geburtsstadt und die Stadt, in der er aufgewachsen ist, zurück zu seinem Ausgangsbahnhof führen wird. Der zweite Kreislauf wird dann später dem deutschen Pfandsystem folgen.

Schon als junger Mann hat Friedhelm W. einen Mobilitätstick. Während seines Zivildienstes geht der Abiturient oft zu Fuß zu seinem vierzig Kilometer entfernten Einsatzort, die ganze Nacht hindurch, und schläft zuweilen, einfach, um es auszuprobieren, in Zügen, die auf den Gleisen abgestellt worden sind. Morgens zeigt er dem Schaffner eine Fahrkarte vor, als wäre nichts geschehen.

Später, mehr durch Zufall im Gesundheitswesen gelandet, löst er, obwohl nicht schlecht verdienend, stehengelassene Pfandflaschen ein, um sich von dem Geld hin und wieder ein besonderes Kantinenmenü zu gönnen. All das hat ihm, sagt er, den Einstieg in sein jetziges Leben erleichtert. Aus der Bahn geworfen und dann wieder wörtlich in die Bahn hineingeführt aber hat ihn der Tod seiner Freundin im Jahr 2001.

Als sie an einem Schlaganfall stirbt, sitzt er plötzlich in einer hundertzwanzig Quadratmeter großen Wohnung fest, die er allein nicht halten kann. Ihm wird klar, dass er jede Form von Stillstand nicht aushalten kann. Er besitzt keinen Führerschein, aber er hat immer schon mit einer Netzkarte der Bahn geliebäugelt. Jetzt heißt sie Bahncard und kommt ihm gerade recht. Niemanden zu brauchen und trotzdem beweglich zu sein, dazu Zeitungen, Gourmetkaffee und Säfte umsonst, im Sommer Eis, Ruheliegen, zwei Fernsehprogramme mit kabellosen Kopfhörern – Friedhelm W. fühlt sich wie im Hotel. »Mit den damals 250 Euro im Monat konnte ich plötzlich wieder mein ganzes Leben gestalten. Die Bahncard war für mich Freiheit.« Wenn er nicht arbeitet, ist er auf Bahnhöfen und in Zügen unterwegs. Das Zugfahren hilft sogar gegen die Depression. Die Behandlungsmethode nennt er »mobil ambulanz«.

Als seine Freundin von ihrer schweren Erkrankung erfuhr, infolge von Diabetes hatten sich Stenosen in ihren Halsarterien gebildet, wünscht sie sich von ihm, dass er sich eine neue Frau sucht. Er findet das richtig und für sich auch komfortabel. Eine verheiratete Kollegin gefällt ihm, die beiden kommen sich näher,

trennen sich nach einiger Zeit aber wegen seiner Eifersucht, er fühlte sich nicht genug geliebt. Monate später verwickelt sie ihn in einen Prozess wegen Körperverletzung. Sie sagt als Zeugin gegen ihn aus und trägt damit erheblich zu seiner Verurteilung auf Bewährung bei. Er sagt, er habe nichts getan, er sei gewaltlos, und auch, dass er sich wohl umgebracht hätte, wenn er nicht ein Dokument in seinen Besitz gebracht hätte, aus dem für ihn persönlich einwandfrei seine Unschuld spricht: ein medizinisches Gutachten, in dem die »blutende Kratzwunde« fehlt, wegen der er verurteilt wurde.

Während sich der Prozess über Jahre hinzieht, arbeitet er noch »im Betrieb«, wie er sagt, doch er hat sich von seinem Beruf längst innerlich verabschiedet. Nicht nur, dass sein Arbeitsplatz der angebliche Tatort ist, er hat das immer so gemacht. Wenn er zur Arbeit nicht »wie zu Freunden« gehen konnte und irgendwer Druck auf ihn ausübte, ist er immer irgendwann gegangen. Wie durch ein Wunder ergaben sich neue Anstellungen in den achtziger und neunziger Jahren. Einmal hat er nebenbei ein naturwissenschaftliches Studium begonnen. Doch nach der Verurteilung ist mit alledem Schluss. Die Kündigung kommt mit der Post. Er gibt sofort seine Schlüssel bei der Sekretärin ab und geht, für immer aus dem Arbeitsleben, erleichtert. Da der Fall arbeitsrechtlich fragwürdig ist, kann er eine Abfindung aushandeln.

In der ersten Nomaden-Zeit, als er noch arbeitete, und später, als ihn die Abfindung über Wasser hielt, fuhr er in die großen deutschen Städte, zur Tour-Etappe nach Karlsruhe und auf das Turner-Fest in Leipzig. Unter dem Brandenburger Tor verpasste ihm einer eine Platzwunde am Kopf, seitdem meidet er Volksfeste. Dann sind die Ersparnisse aufgebraucht, und er muss überlegen, wie es weitergeht. Er kommt auf das Flaschensammeln zurück, anfangs noch ganz schüchtern, doch im WM-Jahr 2006 fallen ihm die Flaschen nur so in den Schoß. Er nimmt den Zug jetzt auch, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

An Wochentagen führt ihn die erste Zugfahrt in Richtung Norden. Würde er nicht erzählen, schnitte er weiter Zeitungsartikel aus den Bereichen Finanzen (»das brauche ich für mein Leben«), Gesundheit, Gerichtsurteile, Wissenschaft und »Sentimentales« zurecht. »Wenn man eine Zeitung liest, kann man sich verliehen, man ist in seiner Welt«, sagt er. Er macht keinen Hehl daraus, dass das Ganze zwanghafte Züge trägt, er bezeichnet sich selbst als Zeitungsmessi. Das Schneiden hält ihn wach, in letzter Zeit überfällt ihn immer wieder diese Müdigkeit.

Der Schaffner kommt ins Zwischenabteil und kontrolliert die Fahrscheine, nur Friedhelm W. nickt er ab. Er kennt ihn.

Manchmal beschwert sich jemand in der Comfort-Zone über seine Scherengeräusche. Dann sagt er: »Sie haben eine negative Aura, mit Ihnen unterhalte ich mich nicht.« Danach gucken die Leute groß, manche beschweren sich beim Zugbegleiter, doch der hält meist zu W., der im Recht ist. »Ich will gebildete Menschen um mich haben«, sagt W.

An seiner ersten Haltestelle des Tages, es ist seine Geburtsstadt, hält er sich in einem Bahnsteigräumchen warm oder trinkt einen Kaffee in der Bahnhofsmission. Dann besteigt er einen Zug in Richtung Süden, wo er Christoph M. trifft. Die beiden haben einander im Sommer in einem überfüllten Zug auf dem Fußboden kennengelernt und sich angefreundet. Christoph ist Theologiedozent, hat früher ehrenamtlich für die Telefonseelsorge gearbeitet und bringt ihm jeden Tag etwas Gesundes zu essen mit, diesmal Öko-Äpfel, Karotten, ein Vollkornbrot mit Käse und Schokoladentäfelchen. W. überreicht ihm im Gegenzug Zeitungsausschnitte und Magazine. »Mit ihm ging es bei mir aufwärts«, sagt W., »vorher war ich ziemlich am Boden.« Die beiden flachsen viel, Christoph vertreibt die irrationalen Anflüge Friedhelms, der zu esoterischen Gedanken neigt und menschliche Beziehungen etwa auf Sternbilder zurückführt. Christoph, der Friedhelms Sternbild teilt, hilft ihm, klar zu denken. Er wird dann richtig geistreich, sprüht vor Witz. »Er strahlt eine gewisse Würde aus«, sagt Christoph.

In der Universitätsstadt trennen sich Christoph und Friedhelm. W. geht zum Essen in die Bahnhofsmission oder eine andere karitative Einrichtung. Gegen Mittag macht er sich auf den Weg in sein Elternhaus, das heute das Haus seines Bruders ist und das er nur betritt, wenn dieser nicht da ist. Die beiden gehen sich aus dem Weg, die Gründe seien kompliziert, sagt er. Für seine Artikel-Sammlungen nutzt W. den Keller, der immer enger wird. Das erschreckt ihn selbst. Bald muss er ans Wegwerfen denken, mit dem Sortieren hat er schon begonnen.

In einem der Zimmer kann er schlafen. Er benutzt keinen Strom und kein Wasser. Er zahlt nichts, also will er auch nichts verbrauchen. Selbst die Blase leert er nach Möglichkeit vorher. Er kann sich nichts kochen, nicht waschen und bricht im Winter recht früh auf, weil es im Haus stockdunkel wird. Er ist trotzdem gern hier, sagt er, hier kann er zwischentanken. Im Bauch hat er zu diesem Zeitpunkt das Essen von Christoph, einen »Apfeltraum«, eine Schinken-Käse-Zunge, ein Marzipan-Croissant und ein Quarkbällchen, alles vom Vortag. Manchmal begleitet er einen Freund auf Aktionärstreffen. Er zieht sich fein an, lauscht den Reden

der Vorstände und genießt die reichhaltigen Speisen und Getränke, die in den ausragenden Hotels gereicht werden. Das sind seine kulinarischen Höhepunkte.

Von seinem Elternhaus geht er direkt zur Arbeit, die das Flaschensammeln inzwischen für ihn geworden ist. »Ich bin als Sammler nur in Zügen unterwegs, nicht in Bahnhöfen, nicht in Stadien, nicht auf Flugplätzen. Ich brauche keinen Ärger mit Sicherheitskräften«, sagt er. In Mülleimer, in die er nicht hineinschauen kann, greift er nicht mit der Hand. Das widerspräche auch der Hausordnung der Bahn. Flaschen auf Tischen oder in Gepäcknetzen nimmt er nur, wenn sie eindeutig herrenlos sind. Manchmal fragt er auch nach. Pfandflaschen der Bahn lässt er liegen, Fundsachen wie Geldbörsen oder Handys gibt er ab. Zeitschriften nimmt er auch mit, die schenkt er weiter, die jungen Servicekräfte aus der Lounge freuen sich über Sachen wie InTouch oder Glamour. »Das sind meistens Auszubildende, die verdienen ja nichts.«

Gegen achtzehn Uhr ist Friedhelm W. in den zweiten Kreislauf seines Tages eingetreten. Für sein Auskommen braucht er drei flaschenvolle Züge. Meist nimmt er die gleichen. Es sind extralange ICs, die gut zugängliche Gepäcknetze haben und auf denen es vor allem keine Reinigungskräfte der Bahn gibt, seine größten Konkurrenten. Die Züge fahren eine vergleichsweise kurze Strecke, kommen nicht aus dem Osten und sind nicht allzu voll, sodass er gut von vorn nach hinten durchkommt. An den Endbahnhöfen hat er jeweils geeignete Möglichkeiten zum Einlösen der Flaschen, zum Ausgangsbahnhof kommt er schnell zurück. Friedhelm W. versteht es, nicht unangenehm aufzufallen, er darf sich hier aufhalten, er hat eine Fahrkarte, und die sichert ihm sogar den Comfort-Status zu, ein Anrecht auf markierte Sitzplätze und bevorzugte Serviceinformationen.

Unterwegs nimmt er einen Bekannten auf seine Bahncard mit in die Lounge, die jetzt wieder leer ist. Für die Lounge-Mitarbeiter gehören er und Stefan zum Inventar. »Die haben sogar schon Fotos mit uns gemacht. Zum Geburtstag singen sie uns ein Ständchen.« Wenn Friedhelm zur Flaschentour aufbricht, liest Stefan oder sieht fern. Anschließend schläft er an einem geheimen Ort. Lange halte er das nicht mehr durch, sagt er.

In seiner Freizeit wirkt Friedhelm W. fast selbstlos. Nur bevor er beruflich einen Zug betritt, wird er unruhig, weil ihm jemand sein Revier streitig machen könnte. Es geht dann um seine Existenz, und er weiß, dass seine Stimmung abhängig vom Ertrag ist. Sein Gesicht bekommt ein professionelles, witterndes Lächeln, wenn er Reisende mit flaschenträchtigen Taschen auf dem Bahnsteig sieht, und

er macht sich im Abteilgang breit, wenn ihn einer von denen überholen will, denn die besten Wagen kommen zum Schluss.

Nach getaner Arbeit wird er, um schlafen zu können, einen der wenigen Nachtzüge nehmen. Morgens hängt alles von seinem Handywecker ab, der das Durchfahren verhindert und damit Freizeitverlust und Verdienstausfall. Unpünktlichkeit bringt seinen gesamten Tagesplan durcheinander, und er nimmt es sich bitter übel, wenn er die Treffen mit Christoph oder Stefan verpasst. An diesem frühen Morgen wird er pünktlich an seinem Ausgangspunkt anlangen, zunehmend mit geschwellenen Beinen, was ihn beunruhigt. Ein neuer Tag wird anbrechen. Er wird die letzten Flaschen abgeben und in die Lounge fahren, wo er sich seine Bouillon auflöst – das erste Ritual des Tages.

Friedhelm W. findet sein Leben »o.k.«, würde es aber, wie er sagt, niemandem empfehlen. »Die Zeit geht nicht spurlos an einem vorüber, der ganze Elektromog.« Er wartet in der schummrigen Hallenbeleuchtung des Bahnhofs auf den nächsten Zug. »Man verschwendet sich auch irgendwie«, sagt er. »Ich für mich kann nichts ändern«, sagt er, »dazu bräuchte ich wieder eine Freundin, aber ohne Arbeit hat man keine Chance, eine Frau zu finden, wie ich sie mir vorstelle.« Bis er fünfundsechzig wird, muss er durchhalten. Dann bekommt er eine kleine Rente und eine erhebliche Versicherungssumme ausgezahlt. Von der will er sich eine Eigentumswohnung kaufen, für sich und wenn nötig auch für seinen Bruder.

Wieder im Zug, setzt er müde seine Brille ab. Sie ist geradezu seriös, hat mehrere Stürze überlebt, braucht aber dringend stärkere Gläser. »Man gibt sich auch irgendwie auf«, sagt er, und sein Gesicht wirkt plötzlich grau. »Natürlich kann man sagen, mein Leben ist eine Schwäche. Wäre ich stark, hätte ich damals nach meiner Verurteilung gesagt: Denen zeig ich's, ich mach weiter. Aber deswegen habe ich letztlich meine Geschichte erzählt: Auch als Schwacher kann man so etwas überleben, wenn man sich nur einschränkt.«

Friedhelm W. stemmt seine Taschen empor, mit denen er ohne anzustoßen kaum durch den Gang kommt. Beim Aussteigen winkt er linkisch und lächelt. Dann ziehen ihn die Taschen nach draußen, der nächste Anschluss wartet. Er hat noch zwei Flaschenzüge vor sich. Ein Leben in leeren Zügen und manchmal auch in vollen, er trägt es immer mit sich herum.



die tageszeitung

WM: ARGENTINIEN NAHT | **Meister der** | DAS NEUE GESICHT: SOLIDARISCH HILFT
 Maradona sticht... | ... von Hitler entstellt.
 „Schwein...“ | ... Arianke stolz
 nervös... | ...



HEUTE IN DER TAZ

ARBEIT Bei Arbeitslosen soll noch mehr getan werden. Heinrich A... von der Bundesagentur über sparsame Perspektiven + ...

KATASTROPHEN C... Stoll und die „Breit Spat“ Massenprotesten Warum das k... dem Golf von Guinea anders

LEIBERHILF C... Briefe: Letzte... aus dem Krieg

BERLIN Die H... der Stadt zu... der Senat hat... keinen Plan... Klimawandel

Foto: oben: they, ab, unten...

VERBOTEN

Guten Tag, meine Damen, Herren,

Bundespräsident Christian Wulff hat zu einem ruhmreichen Land zu machen, in dem immer wieder von Beifall umschlichenen Auftritte vor den Mitgliedern von Bundestag und Bundesrat forderte Wulff am Berliner Reichstag alle politischen Kräfte auf, die Spaltungen in der Gesellschaft zu überwinden, indem man ihre Ursachen bekämpfe. Es komme darauf an, die Stärken anzuerkennen und aus den Schwächen zu lernen.

Oh, da ist uns jetzt aber ein klägliches Fehler unterlaufen. Das war doch die Rede von einem gewissen Horst Köhler am 1. Juli 2004.

TAZ MUSS SEIN

Die Tageszeitung wird ermöglicht durch 9 277 Gemeinwesen, die die Druckkosten übernehmen. Infos unter www.taz.de oder www.taz.de/taz.
 Abbestellen: Tel. 030-25 00 20 20 Fax 030-25 00 20 21
 Anzeigen: Tel. 030-25 00 20 22 Fax 030-25 00 20 23
 Redaktion: Tel. 030-25 00 20 24 Fax 030-25 00 20 25
 Vertrieb: Tel. 030-25 00 20 26 Fax 030-25 00 20 27
 Druck: Tel. 030-25 00 20 28 Fax 030-25 00 20 29

Beiträge der Kassen sollen steigen

GESUNDHEIT Schwarz-gelbe Koalition will den Beitragssatz erhöhen

BERLIN *ap/har* | Die schwarz-gelbe Koalition will die Beiträge für die gesetzlichen Krankenkassen erhöhen. Das werde am Freitag auf einer Spitzenrunde von Union und FDP in Berlin unter Leitung von Kanzlerin Angela Merkel (CDU) vereinbart. Aus Koalitionsverträgen heraus, der für sich Versicherten verbindliche Beitragssatz könne von derzeit 14,5 auf 15,5 Prozent steigen. Die Zusatzbeiträge, die die Krankenkassen erheben können, sollen hingegen nicht weiter ansteigen. FDP-Führer kündigte eine entsprechende Einigung für den Sommer. Er werde darauf abzielen, die Lasten gleichmäßig auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu verteilen. **SEITE 5**

Kulff vereidigt, Koalition streitet weiter

BERLIN *ap/har* | Auch die feierliche Vereidigung des neuen Bundespräsidenten *Andreas Wulff* (CDU) konnte am Freitag nicht verhindern, dass sich die Koalition weiter streitet. Während *Luigi Napolitano*, *Birkmeier* der widerstandsfähigen Teile der Gesellschaft" präsentiert, warnte *Badag* *Wartenberg*. Ministerpräsident *Stoiber* schlug die schwarz-gelbe Koalition durch die Führungsbürokratie von Bundeskanzlerin Merkel infrage zu stellen. *Christ* *Wolke* der CDU-Politikler umgehend eine Debatte gesamt darüber aus. Christdemokraten verweigerten die Kanzlerin. Laut einer Umfrage desden 62 Prozent der Bürger, die Koalition werde „nicht mehr lange halten“. **Der Tag SEITE 2**



„Angebot“

Schwarzen koalitionen, und... jüngste Umfrage... Variante nahe, ist... wieder eine... denkbar... diese Op...

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 22. Juli 1972 in Heidelberg, aufgewachsen in Starnberg.

Nach dem Studium der Politikwissenschaften in Berlin fing Kirsten Küppers 1997 in der Berliner Lokalredaktion der *taz* an, arbeitete bald als Gerichts- und Inlandsreporterin. Seit 1999 schreibt sie als freie Journalistin Reportagen, Portraits und Reisegeschichten unter anderem für *taz – die tageszeitung*, *Berliner Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*. Seit 2009 gehört sie zudem als Pauschalistin zur Redaktion der *sonntaz*, der Wochenendausgabe der *taz*.

Kirsten Küppers hat 2005 im Verbrecher Verlag das Buch »Kleine Beile« veröffentlicht, eine Sammlung von Gerichtsreportagen.

Sie lebt in Berlin und hat zwei Kinder.

KIRSTEN KÜPPERS erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2011 in der Kategorie »Allgemeines« für den Beitrag »Das wieder gewonnene Gesicht«, erschienen in *taz – die tageszeitung* (Berlin) am 3. Juli 2010.

Kirsten Küppers erzählt achtzehn ungeheuerliche Jahre im Leben der türkischen Lehrerin Hacer Arıkan, die eine gnadenlose Justiz-Maschinerie brutal um ihr Gesicht bringt, das sie von begnadeten Ärzten in Deutschland zurück erhält. Nebenher erzählt Kirsten Küppers auch noch am Beispiel von RTL II eine kleine Geschichte über Sensations-Journalismus.

Eine gute Reportage lebt von der Nähe, die der Reporter durch seine Recherche erreicht, und der Nähe, die er zwischen seiner Geschichte und seinen Lesern schafft. Gemessen daran hat Kirsten Küppers eine sehr gute Reportage geschrieben. Sie ist sehr lang geraten, hat aber keine Längen. Sie fesselt mit einem unaufgeregten, dokumentarischen Stil und einer für den Leser nachvollziehbaren, eingängigen Dramaturgie

Küppers erzählt eine unabgeschlossene Geschichte. Sie erreicht, was nur die besten Reportagen schaffen: Der Leser sehnt sich nach Teil 2.

Das wieder gewonnene Gesicht

Von Kirsten Küppers

ÜBERLEBEN Istanbul 1992: Die junge Lehrerin Hacer Arikan wird verhaftet. Kassel 2010: Sie hat ein Stück ihres alten Lebens zurück. Dazwischen liegen Exzesse eines Unrechtsstaates und ein großer medizinischer Erfolg

An diesem sonnigen Donnerstag im Juni, einem Tag mit Rhabarberkuchen auf dem Tisch, hängt in der Luft der Duft von frisch gemähtem Rasen. Bei diesem letzten Treffen steht Hacer Arikan auf der Terrasse in Wichdorf, dem kleinen Ort in den Kasseler Bergen. Sie legt den Kopf schief, die Gesichtshaut ist fleckig, die Narben sind gut zu sehen. Aber Arikan zieht den Mund breit zu einem Lächeln, das viel zu groß scheint für all das Schlimme.

Hacer Arikan steht also auf der Terrasse, sie lacht und lacht, man denkt, dass doch nichts überhaupt gut sein kann. Mit diesem zerstörten Körper, mit dieser Nacht im Schlafsaal C1 im Bayrampasa-Gefängnis im Kopf. Aber Hacer Arikan lacht fast immer. Das Lachen hat sie sich angewöhnt.

Hacer Arikan trägt diese gute Laune wie einen Panzer. Vier Monate nach jener Nacht hat sie sich diese Laune zugelegt. Als man sie im April 2001 in einem Rollstuhl in den Besuchsraum des Gefängnisses geschoben hat, und auf der anderen Seite der Gitterstäbe standen ihre Eltern. Sie haben sie das erste Mal so gesehen. Hacer Arikan saß im Rollstuhl mit dem Loch im Gesicht. Sie hatte nur Schmerzen. Sie konnte nicht laufen, sie konnte kaum sprechen, sie konnte sich fast überhaupt nicht bewegen. Ihre Eltern standen vor den Gitterstäben. Und Hacer Arikan lachte.

Hacer Arikan wurde am 1. April 1966 in dem Dorf Sarıköy im Westen der Türkei geboren.

Es gibt ein Passfoto von ihr als junges Mädchen. Ein schönes Gesicht mit warmen grünlichen Augen. Das Foto bewahrt Hacer Arikan in ihrer Geldbörse auf, sie hat es immer bei sich. Es ist das Foto, das sie manchmal in Kassel anguckt, wenn sie in einem kahlen Krankenhausflur auf die Ärzte wartet – denn als Patientin muss man sich im Warten üben, immer wieder aufs Neue, das hat sie gelernt. Sie sitzt da und schaut auf das Foto mit der blonden Frau von früher, still und versunken macht sie das.

Hacer Arikan hat Textilwesen in Ankara studiert. Nach dem Studium arbeitete sie im westanatolischen Eskisehir als Lehrerin an einem Berufsgymnasium.

Am Wochenende ging sie manchmal tanzen. »Ich hatte alle Möglichkeiten. Ich war talentiert«, sagt sie. Sie hätte gerne ein Modeatelier in Istanbul eröffnet. Vielleicht auch einen Imbiss oder ein Restaurant. Das waren Ideen, auf die sie hinträumte.

Aber dann wurde sie auf der Straße verhaftet.

Die Zeiten waren damals so in der Türkei. Nach dem Putsch des Militärs 1980 hatten die Generäle das Kriegsrecht verhängt und alle politischen Parteien verboten. Die Generäle versuchten, die türkische Gesellschaft zu entpolitisieren, und verdrängten aus den staatlichen Institutionen alle, die ihnen verdächtig waren. In den Folgejahren wurden hunderttausende Menschen festgenommen. Zwar wurden auch einige Reformen zur Demokratisierung des Landes unternommen, politische Parteien wieder zugelassen, das Kriegsrecht in weiten Teilen des Landes schrittweise aufgehoben. Zugleich beschnitten die Mächtigen jedoch die freie Meinungsäußerung durch neue Antiterrorgesetze. Bis 1994 wurden etwa 2.000 hauptsächlich von Kurden bewohnte Dörfer im Südosten der Türkei geräumt. Oppositionelle, Menschenrechtsaktivisten und Journalisten kamen in Haft.

In den Händen der türkischen Polizei

Am 29. September 1992 verhafteten verdeckte Ermittler Hacer Arikan in Istanbul. Man warf ihr vor, einer revolutionären linken Gruppe anzugehören. Schon auf der Fahrt haben die Männer sie geschlagen. Auf der Wache haben die Polizisten ihre Zehen mit schweren Schuhen zertreten. Dann haben sie sie in eine Einzelzelle gesteckt. In den nächsten Tagen haben sie ihr die Augen verbunden und sie mit Fäusten geschlagen. Die Beamten haben sie gefesselt, sie haben sie an den Haaren aufgehängt, beschimpft und betatscht. Dann haben sie sie wieder verhört und mit Stromstößen misshandelt. So hat Arikan es den Ärzten erzählt. Den Gefängnisärzten und den vielen anderen Ärzten, die sie noch befragt haben in den Jahren danach.

Vierzehn Tage blieb sie auf dem Polizeirevier. Dann wurde sie als Untersuchungsgefangene ins Bayrampasa-Gefängnis nach Istanbul verlegt.

Folter war in jenen Jahren in der Türkei gängig im Umgang mit politischen Gefangenen. Im Bericht von Amnesty International über das Jahr 1992 heißt es: »Auf den Polizeistationen des Landes sahen sich sowohl politische Gefangene

als auch unter Straftatverdacht festgenommene Personen weiterhin routinemäßigen Folterungen ausgesetzt.« Die Menschenrechtsorganisation spricht von »weit verbreiteter, systematischer Folter«. Es ist der Grund, warum viele Deutsche in jener Zeit ihren Urlaub woanders verbrachten.

War Hacer Arikan wirklich Mitglied jener revolutionären Gruppe? »Nein«, antwortet sie.

Das kann stimmen. Es kann auch sein, dass sie alles abstreitet, weil der Prozess gegen sie noch läuft. Es ist völlig egal. Weil nichts rechtfertigt, was man weiter mit ihr gemacht hat.

Amnesty International wird über den Fall Hacer Arikan später in einem Brief an das deutsche Generalkonsulat in Istanbul schreiben: »Das einzige Beweismittel für die ihr zur Last gelegten Aktivitäten waren unter Folter erpresste Aussagen. Ärztliche Atteste über erlittene Folterungen liegen vor.«

Acht Jahre sitzt Hacer Arikan im Bayrampasa-Gefängnis. Ein Gerichtsurteil gibt es gegen sie da noch nicht. Auch das ist in der Türkei keine Seltenheit. »Es ist bis heute üblich, dass Gefangene bis zu zehn Jahre und mehr in Untersuchungshaft einsitzen, bevor ein rechtskräftiges Urteil erfolgt«, heißt es dazu von Amnesty International. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg hat deshalb mehrfach Mahnungen an die türkische Regierung ausgesprochen.

Arikan teilte sich mit 26 anderen Frauen den Schlafsaal C1.

Im Jahr 2000 will die türkische Regierung einen neuen Gefängnistyp einführen. Hacer Arikan sitzt noch in Haft, sie erfährt, dass die Gefangenen in den neuen Anstalten in Einzelzellen untergebracht werden sollen. Landesweit gibt es Proteste. Ab Oktober treten mehr als 1.000 politische Gefangene an mehreren Orten der Türkei in Hungerstreik, um sich gegen die Verlegung in die neuen Gefängnisse zu wehren. Auch in Bayrampasa verweigern Häftlinge das Essen. Hacer Arikan beteiligt sich nicht am Hungerstreik.

Sie schläft im Schlafsaal C1 in jener Nacht zum 19. Dezember 2000. Draußen ist Winter, es regnet und es ist kalt, als Armee und Polizei beginnen, das Bayrampasa-Gefängnis zu stürmen, eine Operation, die gleichzeitig in 20 türkischen Gefängnissen stattfindet. Mit dem Sturm auf die Gefängnisse sollen die Hungerstreiks beendet werden.

Hacer Arikan schreckt aus dem Schlaf hoch, als sie Schüsse hört und das Geräusch schwerer Schritte. Es ist dunkel im Schlafsaal. Plötzlich fliegen Gasbom-

ben durch die Fenster, auch durch die Abflussrohre und durch Löcher in der Decke strömt Gas, die Frauen kriegen keine Luft, das Gas brennt in den Augen, frisst Löcher in die Haut, einige Frauen fallen bewusstlos um, manche wälzen sich am Boden mit Krämpfen. Hacer Arikan packt mit bloßen Händen die rauchenden Bomben und schmeißt sie aus dem Fenster. Alle schreien, alle wollen raus.

Aber von draußen zielen die Sicherheitskräfte mit Brandbeschleunigern auf die Betten neben der Tür.

Arikan sitzt in der Falle. Sie ist am weitesten von der Tür entfernt, sie weiß, dass sie verbrennen wird. Nur ein paar Sekunden – dann brennt sie wirklich. Sie hat keine Schmerzen, nur das Gefühl zu schmelzen. Sie merkt, dass sie stirbt.

Da wird sie geholt.

Eine Gefangene, die vorbeirennet, sieht Arikan am Boden liegen, sie zieht sie aus den Flammen, schleppt sie nach draußen.

Bevor sie von den Uniformierten in einen Krankenwagen verfrachtet wird, lässt sich Arikan in eine Pfütze fallen, sie kann sich an den Regen, an das Nasse draußen genau erinnern: »Ich bekam wieder Luft«, sagt sie.

In den Wochen nach dem Sturm auf die Gefängnisse untersucht eine Anti-Folter-Kommission der EU den Vorfall in Bayrampasa. Die Mitarbeiter der Kommission laufen durch die Flure, schauen sich die Brandspuren an, sie besichtigen alle Räume, befragen Gefangene.

Am 16. März 2001 gibt die Kommission eine Presseerklärung heraus, in der sie ihre Besorgnis über die Gewalt der Sicherheitskräfte gegenüber den Frauen im Schlafsaal C1 zum Ausdruck bringt. Die EU-Mitarbeiter kommen zu dem Schluss, dass die Sicherheitskräfte auf die Frauen geschossen haben, die selbst keinerlei gewaltsamen Widerstand geleistet haben. Außerdem haben sie den Raum stundenlang mit Gasgranaten und anderen Stoffen bombardiert. Sie haben Tränengas, Pfeffergas und Nervengas benutzt. Als der Raum in Flammen stand, haben die Polizisten das Feuer brennen lassen, obwohl sie Wasser-schläuche zur Verfügung hatten. Sechs der 27 Frauen starben.

Man fragt sich, wie es ist ohne Gesicht. Ohne das, was alle von einem kennen.

Hacer Arikan wurde mit dem Rollstuhl in den Besucherraum des Gefängnis-krankenhauses gefahren, ihre Eltern standen auf der anderen Seite der Gitterstäbe. Im Frühjahr 2001 war das, drei Monate nach dem Sturm auf das Ge-

fängnis. Hacer Arikan hatte fast überall Verbrennungen, sie hatte keine Nase mehr, keine Augenbrauen, keine Haare, sie konnte sich nicht bewegen, nur einen Finger konnte sie noch rühren. Ihre Eltern standen an den Gitterstäben, blickten auf das, was von ihrer Tochter übrig war, und Hacer Arikan sah die Angst in ihren Gesichtern. »Sie hatten mehr Schmerzen als ich.« Arikan spürte, dass sie etwas unternehmen musste. Das Leid war zu groß für die Familie, sie fürchtete, dass die anderen daran zerbrechen könnten.

Ein Lächeln, um die Familie zu schützen

In diesem Moment hat Hacer Arikan begonnen zu lächeln, so erzählt sie es später. Sie hat ihr eigenes Befinden übergangen, sie hat darüber hinweggelächelt. So ein Vorgehen mag aus therapeutischer Sicht bedenklich sein, aber seit jenem Tag im Besucherraum des Gefängniskrankenhauses ist es ihre Strategie.

Wegen ihres Zustands hat man sie aus dem Gefängnis entlassen. Woche um Woche lag sie nun in verschiedenen Krankenhäusern. Nach einem halben Jahr zog sie um auf das Sofa im Wohnzimmer bei ihren Eltern in dem schlichten Haus in Sariköy. Sie hat dann geschafft, sich Schritt für Schritt selbst zu heilen. Draußen blühte der Granatapfelbaum, Arikan lag da und sprach mit ihrem Körper, auch nachts und im Dunklen. Sie hat ihren Körper zum Mitmachen überredet, sagt sie. Sie klagte nicht: »Ich habe einen Finger verloren«, sondern stellte fest: »Ich habe vier Finger gerettet.«

Nach vier Monaten konnte Arikan das erste Mal wieder ohne Hilfe essen. Wenn sie im Haus ihrer Eltern alleine war, wagte sie ein paar Schritte, tastete sich heimlich von der Küche zum Balkon, sie wollte den anderen nicht zur Last fallen, so hat sie sich alleine wieder das Laufen beigebracht. Und wenn sie jetzt in den Spiegel guckte, war es nicht wie beim ersten Mal. Hacer Arikan schaute nicht auf das Loch in ihrem Gesicht. Sondern nur auf die Augen. Sie sind das Einzige, was ihr von früher geblieben ist. Arikan schaute in die vertrauten grünlichen Augen und sagte: »Das bin doch noch ich!«

Die Ärzte haben eine Menge getan. Sie haben Blasenkatheter gelegt und Magensonden, sie haben ihr Haut von den Beinen ins Gesicht transplantiert, ihren linken Lungenflügel operiert, sie haben ihr Schamhaar als Augenbrauen eingesetzt. Im November 2003 hat sie eine Epithese bekommen, eine künstliche Nase aus Silikon, die sie an Häkchen im Gesicht befestigen konnte. Die Kinder auf der Straße vor dem Haus in Sariköy liefen jetzt nicht mehr vor ihr davon. Die Leute

stupsten sich nicht mehr an und schauten nicht mehr zu Boden, wenn sie sie sahen. Es war nicht ihre eigene Nase, aber das Silikonteil verdeckte das Loch.

Ab und zu findet in einem Gericht in Istanbul ein neuer Verhandlungstermin statt. Der Prozess läuft weiter, bis heute, obwohl Arikan acht Jahre im Gefängnis gesessen hat, obwohl sie nur noch bei ihren Eltern leben kann und obwohl man ihr das Gesicht genommen hat.

Im Jahr 2003 fällt der Strafgerichtshof in Istanbul ein Urteil: lebenslänglich.

Das Urteil wird nicht vollstreckt. Arikans Zustand ist zu schlecht. Ihre Anwälte sind in Revision gegangen. 2006 hat der Oberste Gerichtshof die lebenslängliche Haftstrafe zurückgewiesen. Seither wird neu verhandelt. Eine neue Runde in einer Warteschleife, in der Arikan festhängt, seit 18 Jahren.

Sie lebt bei ihren Eltern in dem Haus in Sariköy, schläft auf dem Wohnzimmersofa, pflegt den kranken Bruder, auch ihrer Mutter geht es nicht gut. Sie haben wenig Geld, sie leben von der kleinen Rente des Vaters und von dem, was das Internetcafé abwirft, das ihr anderer Bruder unten im Haus betreibt. Arikan hält noch Kontakt zu der Frau, die sie damals aus dem Feuer gezogen hat. Die Frau hat inzwischen studiert, sie hat einen Beruf. »Sie ist meine Freundin«, sagt sie.

Was treibt Arikan an? »Ich möchte nicht dem Leben hinterherhinken«, meint sie heute, knapp zehn Jahre später. Sie mag solche Sätze. Sie sagt auch: »Wenn man ständig Schlechtes denkt, kann daraus kein Optimismus wachsen.« Oder: »Man hat keine andere Wahl, als Optimist zu sein.« Es sind Sätze, die sehr einfach klingen für einen Menschen, der eine solche Vergangenheit mitschleppt.

Seit ein paar Jahren dreht Arikan mit ihrem Bruder Dokumentarfilme. Meist geht es darin um politische Themen. Sie haben einen Film über genmanipuliertes Saatgut gedreht, einen anderen über Arbeiter einer Lederfabrik, die einen Mindestlohn fordern.

Auch einen Film über Hacer Arikans eigene Geschichte haben die beiden gemacht. Ein wackeliger, kurzer Film ist es geworden. Nur 18 Minuten und 47 Sekunden lang. Hacer Arikan erzählt der Kamera die Nacht im Gefängnis. Nüchtern und gefasst tut sie das. Bei einem Filmfest in Ankara im Jahr 2006 hat der Film einen Preis gewonnen.

Damit könnte die Geschichte zu Ende sein.

Es wäre eine Geschichte über eine Frau, die von dem Staat, dem sie selbst angehört, verbrannt worden ist und die damit fertig werden muss.

So könnte es sein.

So einfach wäre es, wenn Hacer Arikan nicht eine Frau wäre, die anders ist.

So wäre es, wenn es nicht internationale Verbindungen gäbe. Wenn in einem Krankenhaus in Deutschland nicht ein voller Spendentopf stünde. Geld, das ausgegeben werden soll für einen guten Zweck. Wenn sich nicht ein deutscher Arzt namens Magnus Noah gemeinsam mit seinem Assistenten auf die Suche gemacht hätte. Wenn die zwei nicht am Rande einer Tagung durch die Gassen von Istanbul geirrt wären. Wenn da nicht all diese Umstände gewesen wären, die aus einer einfachen eine lange Geschichte machen, an deren Ende sich die grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Ärzten und Hilfsorganisationen als eine ziemlich brauchbare Angelegenheit erweist.

Ärztliche Hilfe aus Kassel

Im Sommer 2007 wird Hacer Arikan in eine Arztpraxis nach Istanbul bestellt. In der Praxis warten zwei Ärzte aus Deutschland. Der Professor ist Mitte vierzig, er hat ein breites, glattes Gesicht und schlohweiße Haare, Arikan kann nicht verstehen, was er sagt, er redet Deutsch. Sein Assistenzarzt ist ein in Deutschland aufgewachsener Türke, wenigstens er kann Türkisch mit ihr sprechen. Die Ärzte gucken auf die Verbrennungen, sie nehmen die Silikonase ab, sie fotografieren das Loch mit einer Digitalkamera.

Dann übersetzt der Assistenzarzt, dass sie ihr ein neues Gesicht bauen möchten. Sie würde keine künstliche Nase mehr brauchen, keine Perücke. Allerdings werde es schwierig werden: Sie könnten keine neue Nase aus der Stirnhaut bauen, so wie üblicherweise in der plastischen Chirurgie Nasen rekonstruiert werden. Für eine solche Lösung sei Arikans Gesichtshaut zu stark beschädigt.

Aber sie könnten eine neue Methode probieren. Es würde eine langwierige Prozedur werden, erklärte der türkische Arzt, aber wagen könne man die Sache schon. Das Geld sei kein Problem, die Operationen würden aus deutschen Spendengeldern finanziert. Amnesty International würde ihr die Reise nach Deutschland bezahlen.

Das Arztzimmer in Istanbul hängt auf einmal voller Möglichkeiten. Es ist ein großzügiges Angebot, das die Ärzte ihr unterbreiten. Es geht um eine Zukunft, die auf jeden Fall besser wäre als die Gegenwart. Hacer Arikans Hoffnungen flie-

gen da erst mal hoch hinaus in den Himmel. Aber sie ist sich nicht sicher, ob sie überhaupt ausreisen darf.

Die Sache mit der Ausreisegenehmigung hat noch mal zwei Jahre gedauert.

Am 4. Juli 2009 humpelt Hacer Arikan mit zwei Koffern bepackt durch die Ankunftshalle am Flughafen Frankfurt am Main, sie kennt niemanden in Deutschland. Die Leute von Amnesty International haben ihr ein Zimmer bei einem Ehepaar in der Nähe von Kassel besorgt, freundliche Menschen, Mitte sechzig, in Cordhosen und bequemen Pullovern. Sie heißen Annelene und Wilhelm Frohn und wohnen in einem renovierten Fachwerkhaus in Wichdorf, einem kleinen Dorf zwanzig Kilometer von Kassel entfernt.

Wilhelm Frohn ist ehrenamtlicher Vorsitzende eines Vereins, der sich für den Schutz der Pressefreiheit in der Türkei einsetzt. Annelene Frohn engagiert sich seit Jahren in der Kirche für die Belange von Frauen und Hartz-IV-Empfängern. Beide Frohns sprechen nur ein paar Brocken Türkisch, aber sie haben ihr Gästezimmer unterm Dach für Arikan freigeräumt, sie werden sie fast täglich mit ihrem silberfarbenen Peugeot-Kombi über die Dörfer ins Rot-Kreuz-Krankenhaus nach Kassel fahren, sie haben ihr auf dem Esszimmertisch einen Computer aufgestellt, damit sie E-Mails nach Hause schreiben kann, sie werden Arikan jeden Tag besuchen, wenn sie im Krankenhaus liegt.

Und am Montag, den 21. September 2009, kurz nach der ersten Operation sitzt Hacer Arikan in einem stickigen Arztzimmer im dritten Stock des Kasseler Rot-Kreuz-Krankenhauses, Abteilung Plastische Chirurgie, eine Lüftung surrt, es riecht nach Desinfektionsmittel. Sie sitzt auf einem Stuhl vor Dr. Murat Dagdelen, dem jungen Türkisch sprechenden Arzt, den sie aus Istanbul kennt. Die Sonne scheint durch Lamellen auf ihren warmen Pullover, Arikan kauert da wie ein Vögelchen, eine gebeugte, vernarbte Frau mit einem Kopftuch, sie trägt ihre Silikonnase im Gesicht, der Mund versucht ein Grinsen, aber da ist auch die Sorge in den Augen.

Arikan bindet das Kopftuch auf, jetzt sieht man die Halbglatze, die wenigen Haarbüschel. Und auch die Beulen von der ersten Operation, die die deutschen Ärzte vor wenigen Wochen gemacht haben. Die Beulen sehen ziemlich schlimm aus, sie kommen von den kleinen Silikonelementen, die die Ärzte ihr bei der Operation unter die Kopfhaut geschoben haben.

Dr. Dagdelen zieht sich nun die OP-Handschuhe über, eine Schwester reicht ihm eine große Spitze mit Kochsalzlösung, er spritzt in die Elemente unter der

Kopfhaut hinein, durch die Kochsalzlösung dehnen sich die Silikonelemente aus wie kleine Luftballons, auch das darüber liegende Gewebe wird gedehnt, so wollen die Ärzte neue, überschüssige Haut gewinnen. Auch unterhalb der Schulter haben sie ein Silikonelement eingesetzt. Hacer Arikon flattert nervös mit den Augen, die Kochsalzlösung tropft ihr ins Ohr und auf den Pullover.

Der Plan der deutschen Chirurgen

Murat Dagdelen klopft ihr auf die Schulter, sagt eine paar Worte auf Türkisch. Er lacht, als sei er Teil eines Abenteuers. Normalerweise haben sie hier vor allem mit Brustvergrößerungen und Fettabsaugen zu tun. Das, was er und sein Chef mit Hacer Arikon versuchen wollen, hat noch kein anderer Arzt probiert. Wenn es gelingt, ist das eine medizinische Sensation. Er zieht die Digitalkamera aus der Kitteltasche und macht ein paar Fotos für die Akten. Hacer Arikon sitzt mit einer verbeulten Halbglätze auf dem Stuhl, ihr Ohr und ihr Pullover sind nass, es werden keine schönen Bilder werden. Aber Arikon lacht jetzt ihr hell aufsteigendes Lachen und sagt: »Ich liebe es, berühmt zu sein.«

Der Plan der Ärzte geht so: Wo noch Haare wachsen, wollen sie die Kopfhaut dehnen. Die überschüssige Haut wollen sie dann über die kahlen Stellen ihres Kopfes legen. Da könnten Arikon wieder Haare wachsen. Außerdem wollen die Ärzte ein Stück Knorpel aus einer von Hacer Arikons Rippen entnehmen. Den Knorpel wollen sie in das Gewebe unterhalb der Schulter einpflanzen und dort eine Art Nasengerüst formen. Im Körper sollen Haut und Knorpel sich verbinden. In einem nächsten Schritt wollen sie dieses Gerüst hochklappen ins Gesicht. Nur so kann es weiter mit Blut versorgt werden, nur so kann das Gerüst über dem Loch anwachsen. Zuletzt wollen sie die Nase im Gesicht fertig formen.

Dagdelen weiß, dass man sich als Arzt nicht mitreißen lassen darf von Fortschrittseuphorie, daher wiederholt er gegenüber Arikon immer wieder das Gleiche. Die Worte sollen sie runterholen aus den Wolken, sie zurückbugsieren in die Realität des Machbaren. Dagdelen sagt: »Die neue Nase wird nicht so gut aussehen wie die Nase aus Silikon.« Und: »Wir können nicht garantieren, dass es wirklich klappt.« Arikon antwortet: »Garantien gibt's nur bei Mediamarkt.«

Die vielen Tage, die Hacer Arikon im Rot-Kreuz-Krankenhaus und in ihrem Zimmer in Wichdorf verbringt, in dieser sehr deutschen Wirklichkeit, reihen sich jetzt

aneinander zu Wochen und Monaten, die professionelle Freundlichkeit der Schwestern, die Operationen, die immer wieder verschoben werden, die Antibiotikum-Tabletten, die Haut, die sich nicht genug dehnt, die Entzündungen, das Abheilen, das immer wieder abgewartet werden muss, das kleine Langenscheidt-Wörterbuch, das Hacer Arikan bei sich trägt, um sich verständlich zu machen ab und zu, die Kochsendungen, die sie auf dem Krankenhausfernseher guckt, das Visum, das verlängert werden muss, Dagdelen mit seinen Spritzen, die Schmerzen.

»Gutt, gutt«, sagt sie, wenn man sie fragt, wie es geht. Vielleicht muss man ein Leben hinter sich haben wie sie, um das alles zu ertragen. Aber es ist auch so: Arikan kann jetzt nicht umkehren, sie muss bleiben, bis die Ärzte am Ziel sind.

Wenn die Schmerzen zu groß werden, dreht sie beim Ehepaar Frohn in Wichdorf die Anlage auf und singt und tanzt zu türkischer Musik, um sich abzulenken. Professor Noah stellt fest: »Sie scheint keine Verbitterung zu haben! Bei uns sind die Leute ja schon verbittert, wenn der Parkplatz weg ist.« Die Frohns, die Ärzte, die Krankenschwestern, die anderen Patienten – alle fragen sich, wie sie das macht.

Sie hält sich oben, wie gewohnt.

Trotzdem müssen die Ärzte im November in einer Notoperation die Silikon-elemente am Kopf entfernen, weil sich das Gewebe entzündet hat. Professor Noah muss sich eingestehen: Arikans Kopfhaut ist durch die Verbrennungen zu schwach, um sich zu dehnen, es kann keine neue Haut gewonnen werden. Die Hoffnungen, die Schmerzen waren umsonst. Es werden ihr keine neuen Haare am Kopf wachsen.

Die Ärzte haben es nicht geschafft.

Das Scheitern kurz vor Weihnachten

Sie haben Zeit verloren. Das Visum muss ein zweites Mal verlängert werden. Annelene Frohn sagt: »Hacer lässt sich die Enttäuschung nicht anmerken.« Arikan feiert Weihnachten unter einem geschmückten Tannenbaum, die Frohns schenken ihr einen Wollpullover.

Im neuen Jahr geht Annelene Frohn mit Hacer Arikan zu einem orthopädischen Schuster. In jener Nacht im Gefängnis ist ja nicht nur ihr Gesicht verbrannt, seither steht auch ihre Hüfte schief, ihr rechtes Bein ist dadurch kürzer. Der

Schuster fertigt drei Paar Schuhe, mit denen Arikan besser laufen kann.

Der Himmel hier in Deutschland scheint aus Beton, grau und flach und endlos liegt er über dem Land. Arikan schlittert durch den Winter und wartet auf den nächsten OP-Termin.

Am 25. Januar 2010 wird sie narkotisiert in den gekachelten OP geschoben. Draußen duckt sich die Stadt unter dem Schnee. Arikan auf dem Operationstisch sieht aus wie ein schweres, schlafendes Tier. Sogar im Fuß hängt ein Schlauch. Die Geräte piepsen, Ärzte und Schwestern in grünen und blauen Kitteln laufen umher. Der spektakuläre Teil von Professor Noahs Plan kann beginnen: die Nasenkonstruktion.

Auch ein Fernsehteam von RTL »Explosiv« ist angereist, um die Operation zu filmen. Beiträge über siamesische Zwillinge und über die kleinste Mutter der Welt hat »Explosiv« schon gesendet. Eine neue Nase für ein entstelltes Brandopfer war noch nicht dran.

Zehn Tage vorher haben die Ärzte Arikan ein Stück Knorpel aus der Rippe entnommen und ihn beim Silikonelement an der Schulter eingesetzt. Professor Noah hat aus dem Knorpel ein Nasengerüst geformt. »Wichtig ist, dass man immer ein bisschen Fantasie hat«, wirft er jetzt dem Fernsehteam zu. Er macht ein paar Schnitte mit einem Messer, dann klappt er das Nasengerüst samt der überschüssigen Haut, die sie durch das Silikonelement gewonnen haben, zum Gesicht. Er legt es über das Loch, und Assistenzarzt Dagdelen näht es dort fest. Den Hautlappen, der nun zwischen Gesicht und Schulter hängt, näht Dagdelen später wie einen Schlauch zusammen.

Es ist eine ziemlich blutige Angelegenheit und dauert vier Stunden. Das Ergebnis sieht aus wie ein knapp 30 Zentimeter langer Rüssel aus Haut, der an der Schulter festhängt. Eine winzige Arterie unterhalb des Schlüsselbeins muss die Blutversorgung übernehmen. Sonst kann das Nasengerüst nicht im Gesicht fest wachsen. Alles scheint zu funktionieren. Die Ärzte lachen und scherzen schon, reden über nächste Urlaubsreisen und die Fettabsaugung im OP nebenan.

Drei Wochen muss Hacer Arikan mit dem Rüssel leben. Ihr Kopf ist bandagiert, Schultern und Hals sind eingegipst. Sie kann den Kopf nicht bewegen, der Rüssel hängt ja an der Schulter fest, sie kann nur durch einen Strohhalm trinken. Professor Noah meint: »Menschen können viel aushalten.« Hacer Arikan lacht und krächzt: »Ich bin jetzt Elefantfrau.«

Am 17. Februar, einem grauen Tag nach Fasching, wird der Rüssel gekappt, die Verbindung zur Schulter durchtrennt. Professor Noah steht im OP, hebt die Hände mit den Handschuhen nach oben und ruft: »No gutts, no glory«, was vornehm übersetzt bedeutet: »Wer nichts wagt, der nichts gewinnt.« Es klingt wie ein Kampfschrei. Es klingt nicht sehr beruhigend. Und tatsächlich hängt an dieser Operation alles: Professor Noah will heute die Nase formen. Er tut das, indem er den Rüssel aufschneidet, biegt, drückt, zusammennäht. Er muss aufpassen. Das Gewebe ist empfindlich, es ist keine Knetmasse, er darf die Blutzufuhr nicht abschneiden.

Diesmal muss es klappen.

Professor Noah sagt: »Man muss da einfach ganz intuitiv rangehen.« Wenn am Ende die Durchblutung nicht funktioniert, war alles umsonst.

Mittags wird Hacer Arikan auf der Liege aus dem OP geschoben. Und Arikan hat wieder so was wie eine Nase. Sie sieht aus wie eine Kartoffel. Der Professor gibt zu: »Sie entspricht nicht gerade unserem ästhetischen Empfinden.« Im Aufwachraum wartet bereits das Fernseheteam von RTL »Explosiv«. Hacer Arikan guckt mit ruhigen, feuchten Augen in die Kamera und sagt: »Vorher war ich ein Elefant, jetzt sehe aus wie ein Koalabär.«

Als sie ein paar Tage später aus dem Krankenhaus entlassen wird, schickt sie ein paar Fotos per E-Mail nach Hause zu ihren Eltern. Sie beklagt sich nicht darüber, wie seltsam die neue Nase aussieht, dieses große Ding mit Verband drumherum. Sie sagt, sie sei glücklich, dass sie endlich eine Nase aus eigenem Fleisch und Blut habe. »Eine eigene Nase, die nicht wackelt!«

Professor Noah sagt, dass er nochmal operieren möchte, ein paar kleinere Korrekturen durchführen. Er will, dass die medizinische Sensation, die er geschaffen hat, besser aussieht als eine Kartoffel.

Drei Monate sollte Arikan ursprünglich in Deutschland bleiben. Inzwischen sind mehr als sieben Monate vergangen. Die Frohns kennen eine Menge Leute, die Geschichte hat sich herumgesprochen. Es hat sich eine Solidaritätsgruppe für Arikan in Kassel zusammengetan: Kasseler Türken, Gewerkschaftsfreunde der Frohns, versprengte Mitglieder linker Grüppchen.

An einem kalten Samstag Ende Februar treffen sich knapp 200 Menschen in einem fensterlosen Raum eines Kasseler Berufsschulzentrums zu einer Solidaritätsveranstaltung. Sie wollen Geld für Hacer Arikan sammeln. Es wird Tee ausgeschenkt, Schafskäsetaschen und selbst gebackener Kuchen verkauft, auch

Murat Dagdelen, der Arzt, ist gekommen. Es ist eine dieser Zusammenkünfte, die wegen ihrer umstürzlerischen Grundstimmung ein wenig aus der Zeit gefallen scheinen. Ein älterer Türke beginnt eine Rede mit den Worten: »Seit über tausend Jahren kämpfen wir den Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung.« Die örtliche MLPD-Gruppe singt ein Brecht-Eisler-Lied. Eine Frau mit einer Spendenbüchse läuft durch den Raum.

Sie hat eine neue Nase, sie riecht das frische Gras

Dann wird Arikans Film über ihr Leben gezeigt, die 18 Minuten und 47 Sekunden. Der Film holt die Gefängnisnacht zurück, roh und brutal.

Aber Hacer Arikan sitzt am Bühnenrand, die Nase ist bandagiert, auf dem Kopf trägt sie einen bunt gemusterten Stoffhut, der die Halbglatze verdeckt. Sie sitzt da und grüßt von ihrem Stuhl herunter wie ein freundliches Gespenst, ein guter Geist, der sagt, dass es immer irgendwie weitergeht.

Das Mikrofon pfeift, Tränen fließen, die Vorsitzende des IG-Metall-Frauenausschusses ruft: »Dein Mut und dein Herz hat mich betroffen gemacht.« Blumensträuße werden gebracht. Auch in der IG-Metall-Zeitung wollen sie ein Interview mit ihr bringen. Wildfremde Menschen klopfen Arikan auf die Schulter. Männer und Frauen, in deren Leben es vermutlich wenig größere Katastrophen gegeben hat als den Verlust ihres Schlüsselbunds. Menschen, die möglicherweise bitter werden, weil der Parkplatz weg ist. Das sehen sie alle: Gegen Arikans Geschichte wirken die eigenen Probleme auf einmal sehr, sehr klein.

Arikan sitzt mitten in diesem Rummel, sie lacht und weint.

Dass bis zu ihrer Abreise in die Türkei fast 5.000 Euro auf dem Spendenkonto der Hacer-Arikan-Solidaritätsgruppe eingelaufen sein werden, zeigt: Arikan liegt mit ihrer Zuversicht wahrscheinlich doch nicht falsch.

Am 19. Dezember 2000 wäre Hacer Arikan fast aus der Welt gefallen. Jetzt ist sie wieder da.

Anfang März wird der Fernsehbeitrag von RTL gesendet. Die Sendung behandelt ausführlich die spektakuläre Operation. Arikans Vorgeschichte wird nur knapp erwähnt.

Ende Juni ist die Rekonstruktion abgeschlossen, Professor Noah hat noch zweimal an der Nase herumgeschnitten, alles zusammengenommen haben die Ärzte acht Mal operiert. Die Abrechnungsstelle des Krankenhauses hat ausgerechnet,

dass die Behandlung von Hacer Arikan insgesamt rund 22.500 Euro gekostet hat. Das ist ziemlich günstig. Die Ärzte haben auf ihre Honorare verzichtet, die Silikonelemente wurden zum Teil gespendet.

Hacer Arikan humpelt zur selben Zeit über die sonnige Terrasse in Wichdorf, in wenigen Tagen wird sie zurück in die Türkei fliegen, die Prozedur ist überstanden, die Bandagen sind weg, die Nase ist schmaler geworden. Hacer Arikan hat jetzt künstliche Haare, sie hat Schuhe, in denen sie besser laufen kann, sie kann das frisch gemähte Gras wieder besser riechen. Sie kann sich in ein Taschentuch schnäuzen. Die neue Nase hängt fest im Gesicht, sie fällt nicht bei jeder ruckartigen Bewegung gleich herunter wie die alte Nase aus Silikon.

Sie hat jetzt wieder ein Gesicht, das ihr gehört.

Ein neues Leben, das sich noch ungewohnt anfühlt. Hacer Arikan sieht nicht aus wie früher, aber sie ist ein kleines Stück näher am Normalen dran. »Jetzt sehe ich mir ähnlich«, ruft sie. Das ist nicht viel, das ist nicht wenig. Es ist ein Anfang.

Kirsten Küppers, 37, ist sonntaz-Autorin. Sie hat Hacer Arikan seit September 2009 begleitet



Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren am 11. April 1927 in Stuttgart, Sohn eines schwäbischen Pfarrers und seiner Frau aus sorbisch-brandenburgischer Pastorenfamilie.

Der Journalist und Autor Klaus Harpprecht begann seine Karriere 1948 bei der Wochenzeitung *Christ und Welt*. Es folgten Stationen beim Hörfunk (1954 RIAS, 1956 WDR) und 1962 als USA-Korrespondent beim ZDF.

Von 1966 bis 1969 leitete er den S. Fischer Verlag in Frankfurt am Main und wirkte von 1967 bis 1971 als (Mit-) Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift *Der Monat*. In den Jahren 1972 bis 1974 arbeitete er hauptberuflich als Redenschreiber und Berater Willy Brandts. 1978 stand er ein Jahr lang an der Redaktionsspitze von *Geo*; 1982 wurde Klaus Harpprecht Kulturkorrespondent für *Die Zeit* in Frankreich. 1990 und 2004 übernahm er Gastprofessuren in Kassel und Wien. Zuletzt wirkte er gemeinsam mit Michael Naumann zwischen 2007 und 2010 als Herausgeber der »Anderen Bibliothek«. Daneben publizierte er regelmäßig in deutschen Tages- und Wochenzeitungen.

Klaus Harpprecht ist mehrfach ausgezeichnet worden, u.a. mit dem Theodor-Wolff-Preis und dem Joseph-E.-Drexel-Preis (beide 1966), dem Preis der deutschen Sprachgesellschaft sowie dem Lessing-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg 2009. Er ist Ritter der Ehrenlegion.

Zahlreiche Buchveröffentlichungen, u.a.: »Georg Forster oder die Liebe zur Welt« (1987), »Thomas Mann. Eine Biographie« (1995), »Mein Frankreich. Eine schwierige Liebe« (1999), »Im Kanzleramt. Tagebuch der Jahre mit Willy Brandt« (2000), »Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand« (2004), »Die Gräfin. Marion Dönhoff. Eine Biographie« (2008), »Arletty und ihr Offizier. Eine Liebe in Zeiten des Krieges« (2011).

Mit Journalismus lassen sich viele Leben leben

Von Bascha Mika

»Tiefe Liebe ist eine Lebensfreundschaft. Man wird Teil des anderen.« Diese Liebeserklärung machte Klaus Harpprecht einst seiner Frau, Renate Lasker-Harpprecht. Etwas Ähnliches hätte er auch über den Journalismus sagen können. Es muss schon etwas wie Liebe sein, das einen Menschen über sechzig Jahre an seine Arbeit bindet. Der Journalismus und Klaus Harpprecht gehören einfach zusammen. Die Geschichte der Nachkriegs-Publizistik lässt sich ohne seinen Teil nicht erzählen, beide sind untrennbar miteinander verknüpft. Schließlich gehört Klaus Harpprecht zur Gründergeneration der westdeutschen Publizistik.

Das schwäbische Pfarrhaus seiner Eltern, in dem er Haltung und Standfestigkeit lernt, dann der Krieg. 1943 wurde Klaus Harpprecht wie viele seiner Altersgruppe gezwungen, Nazi-Deutschland zu verteidigen, als es schon nichts mehr zu verteidigen gab, zunächst als Flakhelfer, dann als Soldat. Es war diese Generation, die sich anschließend aufmachte, die neue Republik aufzubauen – und eine Publizistik, die ihren Namen verdient. Klaus Harpprecht gehört zu der Handvoll politischer Journalisten, die dem Land nach 1945 ihren Stempel aufdrückte.

Seine Karriere startete er 1947, da war er gerade mal zwanzig Jahre alt, beim Wochenblatt *Christ und Welt*. Dort lernte er alles, was man zum Zeitungsmachen braucht. 1954 kam das Radio hinzu, 1960 das Fernsehen – Rias, SFB, WDR, ZDF. Er wurde Leiter des Fischer-Verlags, Herausgeber der Zeitschrift *Der Monat*, war ein Jahr lang Chef von *Geo*.

Mit Journalismus lassen sich viele Leben leben, hat Klaus Harpprecht manchmal gesagt. Er hat sie fast alle genutzt. Als Autor und Redakteur, als Chefredakteur, Verleger und Herausgeber, als Kulturkorrespondent in Frankreich und den USA. Es gibt kaum publizistische Bereiche, in denen sich dieser Mann nicht erfolgreich bewährt hat. Irgendwann kam auch die Schriftstellerei dazu, seine außergewöhnliche Thomas Mann-Biographie, ein in jeder Hinsicht monumen-

tales Werk, sei hier nur stellvertretend erwähnt. Und dann war da noch seine Zeit im Kanzleramt, als Leiter der Schreibstube von Willy Brandt. Er war nicht nur Brandts Berater und Redenschreiber, er war auch sein Freund. Wieder so eine Sache fürs Leben.

Über sechzig Jahre ist der Journalist Klaus Harpprecht inzwischen im Job – und er macht einfach immer weiter. Weltpolitischer Überblick, Urteilskraft, stupendes Wissen und luzide Einsichten zeichnen seine Texte aus. Dass sie glänzend geschrieben sind und brillant formuliert, versteht sich von selbst. Ob aktuelle Analyse oder weltgeschichtliche Betrachtung, ob Parteipolitik oder Medienentwicklung, ob Kommentar oder Glosse – Klaus Harpprecht ist eine journalistische Allzweckwaffe. Der kämpferische Begriff ist durchaus angebracht. Denn dieser Autor bevorzugt die scharfe Klinge, wenn er mit Worten ficht. Streitlustig, wagemutig, direkt: Angesichts des reifen Alters ist sein Empörungspotenzial nicht nur erstaunlich, sondern regelrecht herzerfrischend. Wahrscheinlich ist es das, was ihn so lebendig und jugendlich hält.

Klaus Harpprecht betrachtet die Entwicklung der Medienlandschaft sehr skeptisch, wahlweise wütend. Die Konzentration auf dem Printmarkt, den ökonomischen Druck, der auch auf renommierten Blättern lastet, den fehlenden publizistischen Mut bei Herausgebern und Chefredakteuren. Und keineswegs scheut er dabei deutliche Worte, auch nicht gegenüber den Großen der Branche. Ganz gewiss ist er dabei in seinem Urteil nicht immer gerecht – welcher Journalist ist das schon? Aber immer zeigt er Haltung und Mut. Eigenschaften, die im Geschäft mit der Öffentlichkeit zunehmend schwer zu finden sind.

1966 erhielt der Autor Klaus Harpprecht den Theodor-Wolff-Preis für einen herausragenden Text. In diesem Jahr bekommt er den Preis ein weiteres Mal: Für seine jahrzehntelangen Verdienste in der deutschen Publizistik, für seine beispiellose journalistische Arbeit, für seine intellektuelle Durchdringungskraft und sein brillantes sprachliches Können verleiht der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger Klaus Harpprecht für sein Lebenswerk den Theodor-Wolff-Preis 2011.

Nah dran – die Nominierten

Theodor-Wolff-Preis

Die Nominierten

Ganz nah am Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis waren 21 Journalisten, die es 2011 bis in die Endauswahl geschafft haben. Die Beiträge sind auf der Homepage www.theodor-wolff-preis.de nachlesbar.

Katja Bauer: »Die unbequeme Richterin«
Stuttgarter Zeitung, 27. März 2010

Michael Brehme: »Der rollende Schiedsrichter«
Nordbayerischer Kurier, 22. Mai 2010

Jan Philipp Burgard: »Ein Mann macht Angst«
Süddeutsche Zeitung, 9. Dezember 2010

Silke Burmester: »Der Alte«
Zeit Magazin, 29. Juli 2010

Stephan-Andreas Casdorff: »Wer sich selbst imponiert, kann niemand anderem imponieren«
Der Tagesspiegel, 3. April 2010

Nikolaus Doll: »Ein Wunder, dass überhaupt was fährt«
Welt am Sonntag, 26. Dezember 2010

Philip Eppelsheim: »Für eine Handvoll Scheine:
Ein Nachmittag im Steintorviertel«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 28. November 2010

Jan Grossarth: »Wir und die Kinder«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. November 2010

Martina Hildebrandt: »Fischers viertes Leben«
Zeit Magazin, 26. August 2010

Marcus Jauer: »Herr Hennig«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.05.2010

Armin Käfer: »Das Volk herrscht, aber auf Umwegen«
Stuttgarter Zeitung, 13. Oktober 2010

Roland Kirbach: »Der Kinderknast von Lesbos«
Die Zeit, 4. Februar 2010

Susanne Leinemann: »Der Überfall«
Zeit Magazin, 2. Dezember 2010

Melanie Mühl: »Das Ende der Kindheit«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. Mai 2010

Peter Münch: »Ihr kleines Geheimnis«
Süddeutsche Zeitung, 21. Mai 2010

Erik Raidt: »Aufstand gegen den Ausverkauf«
Stuttgarter Zeitung, 19. Oktober 2010

Frank Schirrmacher: »Frau Merkel sagt, es ist alles gesagt«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 19. September 2010

David Schraven: »Das zweite Leben der Neda Soltani«
Süddeutsche Zeitung Magazin, 5. Februar 2010

Volker ter Haseborg: »45 Stunden Deutschland«
Hamburger Abendblatt, 30. Dezember 2010

Anja Osang-Reich: »Die Flucht des Salamanders«
Berliner Zeitung, 9. Juni 2010

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

**Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis
2011 wurden 432 Texte aus folgenden Zeitungen eingereicht:**

<i>Aachener Zeitung</i>	<i>Evangelische Zeitung, Kiel</i>
<i>Acher-Rench-Zeitung, Offenburg</i>	<i>Financial Times Deutschland, Hamburg</i>
<i>Allgäuer Zeitung, Kempten/Immenstadt</i>	<i>Flensburger Tageblatt</i>
<i>Altländer Tageblatt, Stade</i>	<i>Frankenpost, Hof</i>
<i>Augsburger Allgemeine Zeitung</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung</i>
<i>Badische Zeitung, Freiburg</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i>
<i>Bayerische Staatszeitung, München</i>	<i>Frankfurter Neue Presse</i>
<i>Bergische Landeszeitung, Bergisch Gladbach</i>	<i>Frankfurter Rundschau</i>
<i>Berliner Morgenpost</i>	<i>Gäubote, Herrenberg</i>
<i>Berliner Zeitung</i>	<i>General-Anzeiger, Bonn</i>
<i>Bild, Berlin/Hamburg</i>	<i>Gmünder Tagespost, Schwäbisch Gmünd</i>
<i>Bild am Sonntag, Berlin</i>	<i>Grevenener Anzeiger</i>
<i>Borkener Zeitung</i>	<i>Hamburger Abendblatt</i>
<i>Chrismon, Frankfurt am Main</i>	<i>Handelsblatt, Düsseldorf</i>
<i>Darmstädter Echo</i>	<i>Hannoversche Allgemeine Zeitung</i>
<i>Das Parlament, Berlin</i>	<i>Heidenheimer Zeitung</i>
<i>Der Freitag, Berlin</i>	<i>Hessische/Niedersächsische Allgemeine, Kassel</i>
<i>Der Nordschleswiger, DK-Apenrade</i>	<i>Hildesheimer Allgemeine Zeitung</i>
<i>Der Tagespiegel, Berlin</i>	<i>Kieler Nachrichten</i>
<i>Der Teckbote, Kirchheim/Teck</i>	<i>Kölner Stadt-Anzeiger</i>
<i>Die Rheinpfalz, Ludwigshafen</i>	<i>Kölnische Rundschau</i>
<i>Die Welt, Berlin</i>	<i>Kreiszeitung Böblinger Bote, Böblingen</i>
<i>Die Zeit, Hamburg</i>	<i>Landshuter Zeitung/Straubinger Tagblatt, Straubing</i>
<i>Donaukurier, Ingolstadt</i>	<i>Leipziger Volkszeitung</i>
<i>Donau-Zeitung, Dillingen</i>	<i>Main-Echo, Aschaffenburg</i>
<i>Dortmunder Rundschau</i>	
<i>Esslinger Zeitung</i>	
<i>Euro am Sonntag, München</i>	

- Main-Post*, Würzburg
Mannheimer Morgen
Märkische Allgemeine Zeitung,
 Potsdam
Märkische Oderzeitung,
 Frankfurt/Oder
Mindener Tageblatt
Mittelbayerische Zeitung,
 Regensburg
Mitteldeutsche Zeitung, Halle
Morgenpost am Sonntag, Dresden
Münchner Merkur
Neue Deister-Zeitung,
 Springe/Deister
Neue Osnabrücker Zeitung
Neue Rhein/Ruhr Zeitung, Essen
Neues Deutschland, Berlin
Nordbayerischer Kurier, Bayreuth
Nordkurier, Neubrandenburg
Nordwest-Zeitung, Oldenburg
Nürnberger Nachrichten
Nürtinger Zeitung
Ostholsteiner Anzeiger, Flensburg
Pinneberger Tageblatt
Remscheider General-Anzeiger
Reutlinger General-Anzeiger
Rheinische Post, Düsseldorf
Rheinischer Merkur, Bonn
Rhein-Main-Zeitung, Frankfurt
Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg
Rhein-Zeitung, Koblenz
Ruhr Nachrichten, Dortmund
Saarbrücker Zeitung, Saarbrücken
Sächsische Zeitung, Dresden
Schleswig-Holstein am Sonntag,
 Flensburg
Schwäbische Post, Aalen
Schwäbische Zeitung, Leutkirch im
 Allgäu
Schwarzwälder Bote, Oberndorf am
 Neckar
Schweriner Volkszeitung
Siegener Zeitung
Sindelfinger Zeitung
Solinger Tageblatt
sonntaz, Berlin
Stuttgarter Nachrichten
Stuttgarter Zeitung
Süddeutsche Zeitung, München
Süderländer Tageblatt, Plettenberg
Südkurier Konstanz
Südwest Presse, Ulm
Südwestpresse/Die Neckarquelle,
Villingen-Schwenningen
Taunus Zeitung, Bad Homburg
taz – die tageszeitung, Berlin
Trierischer Volksfreund
Welt am Sonntag, Berlin
Weser-Kurier, Bremen
Westdeutsche Allgemeine Zeitung,
 Essen
Westdeutsche Zeitung, Düsseldorf
Westfalenpost, Hagen
Westfälische Nachrichten, Münster
Westfälische Rundschau, Dortmund
Wilhelmshavener Zeitung

Preisträger 1962 bis 2011

Preisträger 1962 bis 2011

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
und *Augsburger Allgemeine*
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*
Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
 Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
 Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
 Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
 Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
 Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
 Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
 Ferdos Ferudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
 Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
 Ida Sandl, *EBlinger Zeitung*
 Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
 Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
 Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld
 Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
 Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
 Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
 Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
 Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
 Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
 Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
 Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
 Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
 Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München

Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*

Thilo Knott, *Eblinger Zeitung*

Michael Thiem, *Eblinger Zeitung*

Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*

Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam

Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*

Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*

Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin

Irena Brežná, *Freitag*, Berlin

Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*

Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin

Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München

Birgit Walter, *Berliner Zeitung*

Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*

Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten

Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubc, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Voitel, *Emdener Zeitung*
Christine Kröger, *Weser-Kurier*
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Dr. Thomas Löffelholz,
Publizist, Berlin

Heinrich Meyer,
Herausgeber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik und Theater, Hannover

Prof. Dr. Bernd Söseman,
Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut
der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,
Axel-Springer-Stiftung, Berlin

Rolf Terheyden,
Verleger, *Bocholter Borkener Volksblatt*, Bocholt

Die Jury

Dr. Wilm Herlyn,
Publizist, Essen

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Bernd Hilder,
Chefredakteur, *Leipziger Volkszeitung*

Christoph Irion,
Chefredakteur, *Reutlinger General-Anzeiger*

Prof. Bernd Mathieu,
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Bascha Mika,
Publizistin, Berlin

Ulrich Reitz (Vorsitzender),
Chefredakteur, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen

Evelyn Roll,
Ltd. Redakteurin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Franz Sommerfeld,
Mitglied des Vorstands der Mediengruppe M. DuMont Schauberg
mit Zuständigkeit Redaktion, Köln

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt:

Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums

Theodor-Wolff-Preis, Berlin

Redaktion: Anja Pasquay, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Titelgestaltung: Gudrun Haberkern, Berlin

Fotos: Dan Zoubek (Seite 43), Wonge Bergmann (Seite 63), dpa (Seite 89)

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim